



**Architektenkammer
Niedersachsen**

Architektenkammer Niedersachsen
Laveshaus
Friedrichswall 5
30159 Hannover
Telefon 0511 28096-0
Telefax 0511 28096-19
info@aknds.de
www.aknds.de



Niedersachsen

**Niedersächsisches Ministerium
für Soziales, Frauen, Familie und Gesundheit**
Hinrich-Wilhelm-Kopf-Platz 2
30159 Hannover
Telefon 0511 120-0
Telefax 0511 120-4298
www.ms.niedersachsen.de

DOKUMENTATION

des Symposiums am 29. Juni 2007
im NORD/LB Forum in Hannover

Corporate Architecture in der Stadtgestaltung?

Symposium zur Baukultur in Niedersachsen





DOKUMENTATION

des Symposiums am 29. Juni 2007
im NORD/LB Forum in Hannover

Corporate Architecture in der Stadtgestaltung?

Symposium zur Baukultur in Niedersachsen



INHALT

Begrüßung

04 __ Eckhard Forst, Mitglied des Vorstandes der NORD/LB

06 __ Staatssekretärin Dr. Christine Hawighorst,
Ministerium für Soziales, Frauen, Familie und Gesundheit

10 __ Wolfgang Schneider, Präsident Architektenkammer Niedersachsen

Einleitung

14 __ Baukultur als Teil der »Kulturlandschaft«
Dr. Dietrich H. Hoppenstedt, Präsident Stiftung Niedersachsen

Architektur und Standort

22 __ Architektur als Teil der Unternehmensphilosophie
Wolfgang Schneider, Präsident Architektenkammer Niedersachsen

Eitle Solitäre – Stararchitektur zur Aufwertung von Standorten?
Dr. Dieter Bartetzko, Redakteur FAZ, Frankfurt

27 __ Öffentliche Räume – verlorene Orte?
Prof. Dr. Udo Weilacher, Dekan Fakultät für Architektur und Landschaft,
Leibniz Universität Hannover

Architektenwettbewerbe und Gestaltungsbeiräte

30 __ Architektenwettbewerbe – Chance für Auslober
Hartmut Rüdiger, Vizepräsident Architektenkammer Niedersachsen,
Braunschweig

34 __ Gestaltungsbeiräte, wozu?

Prof. Zvonko Turkali, Turkali Architekten, Frankfurt

38 __ Wettbewerb, Planungsworkshop oder Gestaltungsbeirat? –
Erfahrungsbericht

Monika Thomas, Stadtbaurätin Stadt Wolfsburg

41 __ Städtebauliche Wettbewerbe – Wegweisend für die Stadtentwicklung

Prof. Dr. Franz Pesch, Städtebau-Institut, Universität Stuttgart

Lernen von Anderen

43 __ Baukultur anstiften!

Dipl.-Kff. Ulrike Rose, Geschäftsführerin des Europäischen Hauses
der Stadtkultur e.V., Gelsenkirchen

45 __ Die Mühen der Ebene. Zur Baukultur in Österreich

Dr. Barbara Feller, Geschäftsführerin der Architekturstiftung
Österreich, Wien

Planungs- und Beteiligungskultur

Ulla Schreiber, Baubürgermeisterin Universitätsstadt Tübingen

50 __ Viten

56 __ Impressum

Moderation

Jochen Stöckmann, Freier Journalist, Hannover

ECKHARD FORST

Mitglied des Vorstandes der NORD/LB

04



Sehr geehrte Frau Staatssekretärin Dr. Hawighorst, sehr geehrter Herr Präsident Schneider, Dr. Hoppenstedt, sehr geehrte Damen und Herren!

Ich begrüße Sie herzlich im Namen der Norddeutschen Landesbank, einer der zehn größten Banken Deutschlands und Landesbank für die Länder Niedersachsen und Sachsen-Anhalt. Wir befinden uns hier in unserem Hauptsitz, einem Gebäude des Stuttgarter Büros Behnisch Behnisch & Partner, das vor fünf Jahren im Beisein des damaligen Bundeskanzlers Schröder eröffnet worden ist – aber damit erzähle ich den meisten von Ihnen wahrscheinlich nichts Neues. Einer der schönen Nebeneffekte eines eigenwilligen Gebäudes wie diesem ist, dass sich immer wieder Gäste einfinden, die

mit dem Bankgeschäft der NORD/LB kaum etwas zu tun haben, die aber durch ihre Anwesenheit unseren Alltag bereichern und – wenn auch nur im Vorübergehen – interessante Streiflichter auf andere Berufs- und Erfahrungswelten werfen. So hatten wir allein in den letzten Wochen so unterschiedliche Gäste wie das Chinesische Zentrum, die Universität Hannover oder die kestnergesellschaft hier zu Gast. Heute empfangen wir mit dem Baukultursymposium der Architektenkammer Niedersachsen sozusagen alte Freunde, denn die Geschichte dieses Gebäudes ist mehrfach mit der Architektenkammer Niedersachsen verquickt. Ich meine nicht nur die räumliche Nachbarschaft, sondern zum Beispiel auch die Mitwirkung der Kammer beim Architektenwettbewerb für dieses Haus. Die Architektenkammer hatte übrigens von Anfang an für das Siegermodell plädiert! Zudem ist dieses Gebäude vom Land Niedersachsen in Kooperation mit der Architektenkammer mit dem Niedersächsischen Staatspreis für Architektur 2002 geehrt worden. Und was den Tag der Architektur 2002 betrifft, als wir über den Tag verteilt mit etwa 80 bis 100 Interessierten gerechnet hatten und sich schließlich schon morgens zum ersten Führungstermin mehr als das Zehnfache an Menschen hier und im Eingangsbereich versammelt hatte, die des Wartens müde waren und lautstark Einlass begehrten... Dazu möchte ich nur mit einem Augenzwinkern sagen: Solche Dinge schweißen auch zusammen! Aus diesen Gründen freue ich mich besonders, die Architektenkammer Niedersachsen mit ihren Gästen heute in der NORD/LB willkommen zu heißen!

Ich möchte diese Gelegenheit nutzen und – wenn auch nur als interessierter Laie – eine Erfahrung weitergeben, die wir in der NORD/LB nach unseren beiden Bauprojekten in den letzten Jahren gewonnen haben. Denn wir erleben hier täglich aufs Neue, wie sehr Architektur das Selbstverständnis und die Unternehmenskultur fördern kann. Nehmen wir zum Beispiel dieses Gebäude. Diejenigen, die hier täglich ein- und ausgehen, identifizieren sich voller Stolz mit unserem Hauptsitz. Mehr noch, es hat einen Beitrag dazu geleistet, unsere Entwicklung von einer Landesbank traditionellen Stils in einen marktorientierten, zukunftsfähigen Dienstleister zu unterstützen. Es

wäre schwieriger gewesen, dies sowohl der Belegschaft als auch unseren Kunden und der Öffentlichkeit zu verdeutlichen, hätten wir uns weiterhin auf braungrüner Auslegeware aus den frühen Siebzigerjahren bewegt. Stattdessen hat dieses Gebäude die Bereitschaft der Nutzer gefördert, sich zu öffnen, vorzuschauen und sich auf den Wandel einzulassen – mit großem Erfolg! Ähnliches gilt für unser zweites abgeschlossenes Bauprojekt, das mich mit dem Präsidenten der Architektenkammer und zugleich meinem Nachfolger hier am Mikrophon verbindet. Denn Herr Schneider war für den Umbau unseres ehemaligen Hauptsitzes am Georgsplatz, nur wenige Schritte entfernt, verantwortlich. Auch an und in dem Gebäude am Georgsplatz ist uns bewusst geworden, welchen großen Beitrag gute, sinnvolle Architektur zum Wohlbefinden und zur Identifikation leistet. Und wir haben erlebt, wie sich die Investition für uns als Bauherren in der öffentlichen Meinung und Wahrnehmung, neudeutsch auch Corporate Identity, auszahlt. Ganz zu schweigen vom Beitrag, den wir ganz bewusst auch zur Gestaltung des Stadtbildes Hannover geleistet haben!

Es ist aber nicht nur die Innenwirkung auf Mitarbeiter, Kunden und Gäste der NORD/LB. Die Architektur, vor allem natürlich dieser Behnisch-



Bau, wirkt auch fünf Jahre nach seiner Fertigstellung weit über die Stadt und Region Hannover hinaus. Das große Interesse der Öffentlichkeit beweisen uns die immer noch sehr zahlreichen Nachfragen nach Führungen. Allein in den letzten acht Wochen trafen unter anderem Anfragen aus Japan, den Niederlanden, Österreich, Dubai und den USA ein.

In diesem Sinne erleben wir in der NORD/LB tagtäglich, was Baukultur bedeutet und was sie bewirken kann. Und, um auf den Anlass des heu-



tigen Tages zurückzukommen: Aus diesen Gründen finde ich es als Hausherr durchaus richtig und angemessen, dass das Symposium zur Baukultur im Haus der NORD/LB zu Gast ist! Damit möchte ich Sie noch einmal herzlich willkommen heißen und hoffe, dass Sie sich hier genauso wohlfühlen wie wir. Ich wünsche Ihnen eine anregende, erfolgreiche Veranstaltung.

Es gilt das gesprochene Wort.

STAATSSSEKRETÄRIN DR. CHRISTINE HAWIGHORST

Ministerium für Soziales, Frauen, Familie und Gesundheit

06



Sehr geehrte Damen und Herren, herzlich willkommen auf dem Symposium für Baukultur in Niedersachsen!

Ich freue mich über die große Resonanz, weil sie zeigt, dass das Thema viele im Land bewegt. Ganz besonders bedanke ich mich beim Präsidenten der Architektenkammer, Herrn Schneider, für die gute Vorbereitung der Veranstaltung. Sehr verehrte Damen und Herren, wenn wir den Begriff Baukultur betrachten, dann beschränkt Baukultur sich nicht nur auf Architektur.

Das Wort »Bau« steht für die Gesamtheit der von Menschen durch das Bauen gestalteten Umwelt und das Wort »Kultur« für den Umgang mit und der Wertschätzung gegenüber dieser Umwelt.

»Bau-Kultur« prägt das Gesicht unseres Landes und die Lebensqualität seiner Bewohnerinnen und Bewohner. Sie spiegelt unsere Wertvorstellungen und zeigt unsere Leistungen.

Baukultur ist Erinnerung an Vergangenes und Ausdruck unserer Erwartungen an die Zukunft. Bei Baukultur geht es um Funktionalität und Schönheit, um Wirtschaftlichkeit und Beständigkeit, um Maßstäblichkeit, Respekt vor der Geschichte und manchmal auch um den Mut zum Experiment.

Baukultur hat alles Gebaute im Blick, das was uns ständig umgibt. Im Guten wie im Schlechten, unausweichlich; einschließlich des Alltäglichen. Baukultur schafft Räume zum Leben, sprich Räume zum Wohnen, Arbeiten, Einkaufen, Lernen, Spielen oder Kongresse abhalten. Baukultur steckt auch in Straßen, Wegen, Plätzen oder Brücken.

Baukultur bietet einen Mehrwert. Ansprüche an gutes Planen und Bauen zu stellen sowie Wert auf Architektur und deren städtebauliche Integration zu legen, ist kein Hang zum Luxus. Baukultur muss weder als Investitionshemmnis noch als Kostenfaktor gesehen werden.

Ich bin der Überzeugung, dass die Gesamtqualität von Baukultur aus ihren ökonomischen, sozialen und ökologischen Aspekten heraus zunehmend ein wichtiger Standortfaktor werden wird. Baukultur besitzt eine große Bedeutung für die Identität eines Standortes und seiner wirtschaftlichen Ausstrahlungskraft. Sie kann einer Stadt oder einem Stadtquartier gleichermaßen ein unverwechselbares Profil und damit einen Standortvorteil verleihen – also einen ideellen und ökonomischen Mehrwert begründen.

Natürlich gibt es auch Verantwortliche für die Baukultur. Bei der Gestaltung unserer gebauten Umwelt werden die Verantwortungsträger schnell auf dem Gebiet der Architektur und Ingenieurbaukunst, der Stadt- und Regionalplanung, des Denkmalschutzes sowie der Landschaftsarchitektur ausgemacht, sozusagen bei den berufsmäßig Prädestinierten. Ebenso aber tragen die privaten und öffentlichen Bauherren, die Politikerinnen und Politiker in den beratenden und beschließenden Gremien, die Wohnungs- und Immobilienwirtschaft, aber auch die Nutzerinnen und Nutzer gleichberechtigt zur Qualität bzw. zur Abwesenheit derselben bei. Insofern ist es nur zwangs-

läufig, dass eine Diskussion über Qualitäten auf allen Ebenen und auf einer breiten Basis – sprich mit allen von mir gerade Benannten – geführt werden muss.

Baukultur macht von sich reden und viele reden von Baukultur. Nur: meinen alle das Gleiche, wenn sie von Baukultur reden? Baukultur steht in einem engen Zusammenhang mit dem jeweiligen Selbst- und Werteverständnis möglicher Diskutanten. Ein solches Werteverständnis ist aber nicht »natürlichen« Ursprungs. Es unterliegt kulturellen Prägungen und Veränderungen, seine Deutungen sind veränderlich. Insofern besteht ein großes Erfordernis, das Thema Baukultur öffentlich zu diskutieren und an einem Grundkanon von gemeinsamen Qualitätszielen zu arbeiten. Ich erachte es für notwendig, Baukultur nicht nur auf akademischem Niveau auf Fachkongressen zu erörtern, sondern mit dem Thema wirklich die Menschen zu erreichen. Baukultur braucht persönliches Engagement. Sie wird nur dann wirksam, wenn alle sie wollen und ihr Geltung verschaffen. Akteure und Initiativen müssen daher zusammenwirken, ihre Erfahrungen austauschen und vor allem Kräfte und finanzielle Mittel bündeln.

Dabei ist das Verständnis wichtig, dass Baukultur kein statisches System, sondern das Ringen um ihre Inhalte ein immerwährender und schwieriger Prozess ist. Wenn dieser gelingen soll, ist es erforderlich, Institutionen, Unternehmen, Gewerbetreibende und die Bürgerinnen und Bürger miteinander ins Gespräch zu bringen. Dies heißt sie zu informieren und einzubeziehen, um ein Klima des Verstehens und Vertrauens in die Zukunft ihrer Stadt zu schaffen. Im Ergebnis werden sich die Menschen mehr für ihre gebaute – und natürliche – Umgebung interessieren, sie wertschätzen, sich mit ihr identifizieren und sich somit auch für sie verantwortlich fühlen. Hier sehe ich im Übrigen den sozialen und ökologischen Aspekt von Baukultur angesiedelt!

Sinnvoll erscheint mir ein konsequentes und umfassendes Kommunikationsmanagement, von der frühzeitigen und kontinuierlichen Information der Öffentlichkeit bis zur aktiven Beteiligung der Interessierten, damit die gemeinsamen Qualitätsziele von einer breiten Akzeptanz getragen werden. Hier gibt es gute Beispiele, die heute Nachmittag vorgestellt werden.

Einen bundesweiten Impuls für eine öffentlichkeitswirksame Diskussion erhoffe ich mir von der Ende letzten Jahres errichteten Bundesstiftung

Baukultur. Ihr erklärtes Ziel ist es, mit fachlicher Autorität und Unabhängigkeit eine bundesweit beachtete Stimme für Anliegen und Maßstäbe in der Baukultur darzustellen. Sie möchte den in Fachkreisen begonnenen Qualitätsdialog in die Bevölkerung tragen und dazu Kommunikationsinstrumente entwickeln, die in der Lage sind, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf Baukultur zu lenken und das Verständnis dafür zu stärken.



Die niedersächsische Landesregierung begrüßt diese Initiative sehr und wird sie unterstützen. Baukultur etablierte sich in den letzten Jahren als neues querschnittsorientiertes Politikfeld. Sie stellt auch in Niedersachsen schon lange ein wichtiges landespolitisches Thema dar.

Auf Anregung der Architektenkammer Niedersachsen und der niedersächsischen Landesregierung wurde von der Konzertierte Aktion Bauen und Wohnen bereits Ende 2001 eine Arbeitsgruppe Baukultur eingesetzt. Ihre Aufgabe bestand in der Erarbeitung von Empfehlungen an die Landesregierung.

Die Arbeitsgruppe Baukultur erarbeitete umfangreiche Maßnahmevorschläge, die die Konzertierte Aktion am 30.05.2002 als Aktionsprogramm »Niedersachsen baut auf Kultur« beschloss. Die Grundprinzipien besitzen

nach wie vor ihre Gültigkeit. Den aktuellen Handlungsrahmen der Landesregierung stellt die am 11.07.2006 vom Landtag beschlossene Entschließung zur Weiterentwicklung der Baukultur in Niedersachsen dar.

Im Text heißt es dort: »Eine vorrangige Aufgabe für baukulturelles Engagement des Landes ist die Durchsetzung einer hohen Qualität der öffentlichen Bauten. Der Landesregierung ist bewusst, dass das Land hier als Bauherr eine starke Mitverantwortung trägt und seiner Vorbildfunktion gerecht werden muss.«



Die LT-Entschließung fordert weiterhin die Landesregierung auf, »den Dialog mit den Kammern, Verbänden und dem Ausbildungssektor (u.a. Universitäten) zu führen, die dazu beitragen, dass

- a) das Bewusstsein für bürgerschaftliches Engagement und mehr Eigeninitiative auch auf dem Bausektor gestärkt wird, und dass
- b) die Kammern und Verbände selber Zielvorstellungen formulieren und Konzepte entwickeln, um z. B. auch verstärkt private Bauherren anzusprechen und auf diese Weise zur Förderung und Weiterentwicklung der Baukultur beitragen.«



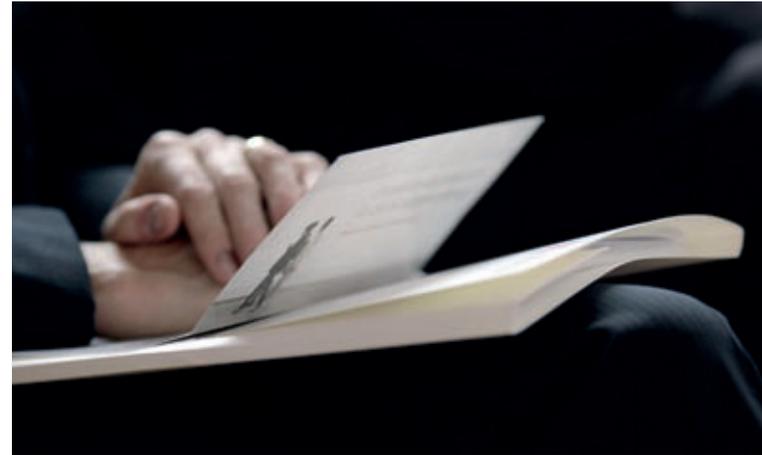
Ein Ergebnis des benannten Dialogs könnte aus Sicht der Landesregierung die Etablierung eines Netzwerks Baukultur in Niedersachsen darstellen. Alle Interessierten sollten sich in Form eines regelmäßig tagenden Gremiums zum Dialog Baukultur zusammenfinden. Sie sollten dort ihre Anregungen, Forderungen und eigenen Beiträge einbringen. Das heutige Symposium ist ein erster Schritt in diese Richtung. Ich hoffe auf Verstärkung dieser guten Idee.

Die Verleihung des Niedersächsischen Staatspreises für Architektur in Kooperation mit der Architektenkammer stellt einen Schwerpunkt und gleichzeitig einen konkreten Beitrag der Landesregierung zur Förderung der Baukultur in Niedersachsen dar. Der Staatspreis für Architektur 2006 hatte, wie Sie wissen, das Thema »Wohnen und Arbeiten im Quartier – Neue Formen der Nutzungsmischung unter besonderer Berücksichtigung des Lebens mit Kindern«. Er wurde – auch das ist Ihnen bekannt – am 20. September letzten Jahres auf Vorschlag der Jury an das Braunschweiger Projekt Kastanienhof verliehen. Dem Bauherrn Nils Könekamp ist es gelungen, durch eine beispielhafte, über das übliche und zu erwartende Maß hinausgehende, vorbildliche Zusammenarbeit verschiedener am Bau beteiligter Disziplinen, ein bemerkenswertes Bauwerk zu kreieren.

»... eine enge Zusammenarbeit von hervorragenden Architekten, sensibilisierten Bauherren, engagierten Politikern, interessierten Beamten und kritischen Medien ...« – so beschreibt der Schweizer Architekt Carl Fingerhuth, der bis 1992 Stadtbaurat von Basel war, wie in seiner Stadt »ein kulturelles Klima entstand, das günstige Voraussetzungen für Architektur schuf«, und fügt hinzu: »Damit aber ein solches erhalten bleibt, braucht es eine ständige Auseinandersetzung über Baukultur.«

In diesem Sinne verstehe auch ich unser gemeinsames Symposium als weiteren Beitrag, einen breiten Informations- und Diskussionsprozess über Baukultur in Gang zu setzen. Ich bin optimistisch, dass dies auch in Niedersachsen dank Ihrer Unterstützung gelingen kann.

Es gilt das gesprochene Wort.



WOLFGANG SCHNEIDER

Präsident Architektenkammer Niedersachsen

Sehr geehrte Frau Staatssekretärin Dr. Hawighorst, sehr geehrter Herr Dr. Forst, sehr geehrter Herr Dr. Hoppenstedt, meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen,

auch ich darf Sie herzlich willkommen heißen zu unserem Symposium im Rahmen der sogenannten ArchitekturZeit. Diese ist ausgefüllt mit unterschiedlichen Veranstaltungen zum Thema Architektur und Baukultur. Ich bin überrascht von der positiven Resonanz in der Öffentlichkeit auf dieses sicherlich einmalige Angebot. Zahlreiche Verbände – federführend hier der BDA –, aber auch Vereine, Initiativen, Museen und Schulen unterstützen uns bei dem Ziel, Architektur und Baukultur stärker publik und als Teil unserer kulturellen Identität und unseres Lebens begreifbar zu machen.

Dass es dabei eines gebündelten Engagements vieler Seiten bedarf, soll durch das heutige Baukultur-Symposium in Kooperation zwischen dem Land Niedersachsen und der Architektenkammer unterstrichen werden. Ich freue mich außerordentlich über die Mitwirkung des Landes, vertreten durch das Ministerium für Soziales, Frauen, Familie und Gesundheit, an dem heutigen Symposium. Es ist eine hervorragende, verlässliche Zusammenarbeit, die sich im Laufe der Jahre zwischen Ministerium und Kammer entwickelt hat und ich möchte allen, die am Zustandekommen dieses Symposiums mitgewirkt haben, ob direkt oder indirekt, ganz herzlich danken. Außerdem freue ich mich über die starke Präsenz des Ministeriums am heutigen Tag.

Ich bitte Sie, Frau Staatssekretärin, Frau Ministerin Ross-Luttman meine herzlichen Grüße auszurichten.

Lassen Sie uns nun zum inhaltlichen Teil kommen. In der »Süddeutschen Zeitung« ist nachzulesen, dass Architektur als Standortvorteil angesehen wird: »Fast so wichtig wie Fußball«, und beschreibt die Situation – nein,



nicht in Deutschland, sondern – in den Niederlanden. Ein Kollege aus unserem Nachbarland wird darin mit einer für uns bemerkenswerten Aussage zitiert: »Architektur ist bei uns einfach ein Alltagsthema, fast schon so populär wie Fußball und auf jeden Fall ein Wirtschaftsfaktor – für die eigenen Büros, die im Ausland Projekte erhalten, und für den Tourismus.« Und weiter ist zu lesen, dass die Holländer Spaß haben, wenn etwas passiert. Projekte würden begeistert vorangetrieben. Kristin Feireiss, Kennerin der Szene, sagt, das Land sei stolz auf das, was seine Architekten geschaffen haben.

Und in Deutschland? Allein die vielen Architekturzentren in den Niederlanden belegen, wie groß die kulturellen Unterschiede zwischen hiesigen Häuslebauern und Niederländern sind. Das belegt auch eine Bestandsaufnahme zur Baukulturpolitik im europäischen Ausland, worin das Bundesbauministerium begeistert über die Niederlande konstatiert: »Das Ergebnis ist eine ungemein vielfältige, häufig auch radikale, meistens sehr preiswerte Architektur.«

Nun wollen wir mit dieser Veranstaltung kein Klagegedicht über das mangelnde Verständnis von Baukultur hierzulande anstimmen, sondern Anregungen und Vorschläge herausarbeiten, wie Baukultur als Synonym für gute Architektur und Verfahrenskultur erfolgreich gefördert und weiterentwickelt werden kann. Dazu wird, thematisch gegliedert, u.a. anhand von geplanten und gebauten Beispielen ein Einblick gegeben in das Spannungsfeld von Stadtentwicklung und Stadtgestaltung, von Architektur und Standort, von Architektenwettbewerben und Gestaltungsbeiräten, vom Lernen von Anderen, von Anspruch und Wirklichkeit der Baukultur.

Ich bin außerordentlich erfreut, dass Herr Dr. Dietrich H. Hoppenstedt heute zu uns sprechen wird. Er hat sich sehr viel mit Architektur, auch der Wechselwirkung von Kunst und Architektur, auseinandergesetzt. Unter seiner Ägide als Präsident des Deutschen Sparkassenverbandes war er in eine



Reihe exponierter Bauvorhaben involviert. Ein bekanntes Beispiel ist sicherlich die Wiederherrichtung des Schlosses Neuhardenberg östlich von Berlin. Dr. Hoppenstedt ist unter anderem Präsident der Stiftung Niedersachsen.

In das weitere Programm wird uns anschließend Herr Jochen Stöckmann einführen, der auch die Moderation der Veranstaltung übernehmen wird. Herr Stöckmann war langjähriger Feuilleton-Redakteur der Hannover-

schen Allgemeinen Zeitung und ist seit 2000 als selbstständiger Journalist tätig. Er arbeitet unter anderem für die FAZ, Süddeutsche Zeitung, Fokus und Bauwelt.

Leider muss ich Ihnen mitteilen, dass Herr Dr. Dieter Bartetzko wegen eines Todesfalls in der Familie verhindert ist. Beginnen wir nun das Symposium mit dem Vortrag von Dr. Hoppenstedt über »Baukultur als Teil der Kulturlandschaft«.





DR. DIETRICH H. HOPPENSTEDT

Präsident Stiftung Niedersachsen

14

Baukultur als Teil der »Kulturlandschaft«



Das Thema des heutigen Symposiums, Corporate Architecture in der Stadtgestaltung?, haben Sie in Frageform gekleidet. Glauben Sie, dass es so etwas nicht gibt. Oder hielten Sie es für falsch, wenn es so etwas gäbe? Wenn ich zu Beginn über das Thema »Baukultur als Teil der Kulturlandschaft« spreche, dann ist dies eine Aussage, keine Frage. Ist dies dann schon die Antwort auf die Frage des Symposiums? Wir werden sehen.

Sie geben einem Laien die Ehre, den Aufschlag für unser heutiges Symposium zu machen. Das birgt Gefahren. Zumal, wenn dieser Laie sowohl beruflich wie privat Erfahrungen als Bauherr mitbringt. Aber keine Sorge: es folgt keine Abarbeitung lange gehegten Frustes, keine Schelte eines Berufsstandes. Dieser hatte es zu allen Zeiten schwer, die Spannung zwischen

den Wünschen des Bauherrn und den immer zu knappen Mitteln mit den eigenen Idealvorstellungen in der Realisierung in Einklang zu bringen. Im Gegenteil: der Begriff der Baukultur schließt den Architekten immer mit ein. Baukultur entsteht durch den Architekten, in seltenen Fällen gegen den Architekten, nie jedoch ohne ihn.

Warum spreche gerade ich zu diesem Thema?

Im Jahre 2002 haben die Stiftung Niedersachsen und der niedersächsische Landtag gemeinsam ein Hearing zum Thema »Kulturlandschaften – Erkennen – Entwickeln« abgehalten. Es sollte aufmerksam machen auf die Bedeutung der Kulturlandschaft für den Menschen. Dieser ist in seine Kulturlandschaft eingebunden. Er erkennt und spürt ihre Geschichtlichkeit und damit ihre Ästhetik. Dieses geistige und historische Umfeld ist für seine persönliche Standortbestimmung von enormer Bedeutung. Denn Kulturlandschaft ist das Land, in dem wir aufgewachsen sind, in dem wir leben. Sie ist unsere Heimat. Sie ist gleichermaßen Tradition, Alltag und Ausgangspunkt für die Zukunft. Gerade aber weil die Landschaft, die uns umgibt, zur Alltagserfahrung gehört, ist es unsere Aufgabe, sensibel für Veränderungen in unserer Umwelt zu sein. Die Kenntnis der Landschaft und ihrer Geschichte zu vertiefen und zu verbreitern, war das Anliegen des Hearings. Dieses zu einer permanenten Aufgabe zu machen, hat sich die Stiftung Niedersachsen zum Ziel gesetzt: bei der Erziehung, in Schulen, bei politischen Entscheidungsträgern, bei Planern, Architekten und natürlich bei Bauherren. Deshalb bin ich dankbar, dass ich heute hier sprechen kann.

Aber zunächst: Was macht das Wesen einer Kulturlandschaft aus?

Landschaft ist der Totalcharakter einer Erdgegend, hat Alexander von Humboldt festgestellt. Zum Gesamteindruck eines als Einheit wahrnehmbaren Teils der Erdoberfläche gehören natürliche und anthropogene Faktoren in ihrem Zusammenwirken (Wöbse, S.18). Eine Kulturlandschaft hat die verschiedensten Einflüsse der verschiedenen Zeiten gespeichert. Sie ist wie ein wichtiger Speicher unseres kollektiven Gedächtnisses.

Und was macht eine Kulturlandschaft ästhetisch?

Kulturlandschaften sind Naturgebiete, die der Mensch entwickelt, verändert, beeinflusst hat. Über Jahrtausende hinweg waren ökologische, ökonomische und kulturelle Einwirkungen in einer ausgewogenen Balance zueinander. Diese ausgewogene Balance ist es, die zu einer eigenen Schönheit der Kulturlandschaften führte.

Aber was hat Kulturlandschaft mit Architektur zu tun?

So ziemlich alles! Architektur, die sich in einzeln stehenden Gebäuden, in Dörfern, in kleinen und großen Städten manifestiert, ist ein wichtiger Bestandteil der Kulturlandschaften, mit eigenen Regeln, aber auch mit vielen Wechselbezügen zu der sie umgebenden Landschaft. So spiegelt die Architektur die wirtschaftlichen Möglichkeiten eines Siedlungsraumes wider – auch die unterschiedlichen wirtschaftlichen Verhältnisse und damit die Macht innerhalb einer Gesellschaft. Holz war der Baustoff großer Waldgebiete, in den Alpen die Lärche, die Fichte im Harz, die Kiefer in den Nordländern. Fachwerk aus Eiche oder Fichte – je nach Standort – sind in weiten Teilen Deutschlands im hügeligen Bergland und in den Tiefebene zu finden. Ausgefacht wurde mit dem, was es gab und was isolierte: Lehm gemischt mit gehäckseltem Stroh, mit gebrannten Ziegeln, auch mit Raseneisenstein. Gleiches galt für die Dächer. Sie waren mit Holzschindeln, mit Sandsteinplatten, mit Tonziegeln der verschiedensten Art, mit Reet gedeckt. Das Klima bestimmte Dachneigung, Größe der Fenster, Lage des Hauses gegen den Wind und zur Sonne hin.

Die Enge oder Weitläufigkeit der Bebauung richtete sich nach Topografie und Bodenbeschaffenheit. In engen Tälern konnte nur eng gebaut werden, ebenso auf guten Böden und natürlich in den von einer Stadtmauer umgebenen Städten. Auf sandigeren Böden, wie in Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, der Lüneburger Heide z. B., waren die Dörfer weitläufiger, häufig gut eingegrünt durch Eichen, weil die Schweine gleich am Hof reichlich Mast fanden.

Es ließen sich noch viele andere Beispiele aufzählen dafür, dass über Jahrhunderte, ja, Jahrtausende hinweg Bauten und Bauweise von den örtlichen Gegebenheiten der Natur abhingen und die zum Teil hohen handwerklichen Fähigkeiten von den Besonderheiten der einzelnen Materialien. Der

Mensch lebte mit der Natur im Einklang, seine Bauten waren gewissermaßen Teil der Natur. Dass sich alsbald auch in den Gebäuden eine soziale Abschtichung herauskristallisierte, ist bekannt. Einzelne Haustypen deuten auf unterschiedliche Höfearten hin. Steinhäuser waren zu bestimmten Zeiten in bestimmten Regionen dem Adel, der Kirche, den Häuptlingen vorbehalten, weil nur sie anfangs die Verteidigungsfähigkeit, später das Verteidigungsmonopol besaßen. In den Städten, bei Adelsitzen, im Kirchenbau und in großen Klosteranlagen wurde diese Entwicklung durch die Stilepochen der großen geistesgeschichtlichen Grundströmungen beeinflusst. Wirtschaftliche Kraft und Internationalisierung gaben den Kirchen, den Klöstern, dem höheren Adel und den reichen Handelsstädten die Möglichkeiten, auf fremde Techniken, neue Materialien und vor allem neue Stilelemente zurückzugreifen. So löste die Gotik die Romanik ab, es folgte das Barock und wie es weiterging, ist hinlänglich bekannt.

Alle diese Entwicklungen sind jedoch nur möglich geworden durch eine sich weiterentwickelnde Wirtschaft. Auch diese Kräfte wirkten auf unsere Kulturlandschaft ein. Ihre wirtschaftliche Nutzbarkeit hat ihren Charakter verändert: die eigentliche Landschaft, zum Beispiel die Lüneburger Heide, die großen Überschwemmungsgebiete der Urstromtäler, die Wälder durch



Monokulturen, größere landwirtschaftliche Schläge auf Grund der technischen Entwicklung der Landmaschinen. Die Landschaft verlor ihre Ursprünglichkeit, ihre Wildheit. Die Gärten als ihr Spiegelbild wurden geordneter, bekamen eine eigene Geschichte, entwickelten sich zum Bindeglied zwischen Natur und Kunst. Ebenso wie die Bauten waren auch sie Ausdruck der wirtschaftlichen Verhältnisse ihrer Anleger oder deren Standeszugehörigkeit. Und auch die baulichen Anlagen der Wirtschaft, des Handwerks, des Handels, des Gewerbes und später der Industrie waren eingebunden in die Materialität, Stilrichtungen und Proportionen ihrer Zeit und ihrer regionalen Zuordnung.

Alle diese Interdependenzen zwischen Ort, Zeit, Nutzung, Gestaltung und Einflüssen bilden das Gesamtgefüge einer Kulturlandschaft. Aber wenn wir eine Landschaft betrachten, in ihr leben, dann nehmen wir sie natürlich nicht ausdrücklich als Kulturlandschaft wahr, sondern sie ist zunächst einmal unreflektiert da, gegenwärtig. Und dennoch sehen wir, haben Wissen, Erinnerungen, sinnliche Wahrnehmungen. Wir nehmen die Kulturlandschaft als ästhetisch wahr.

In der Tat stehen Kulturlandschaft und Ästhetik in einer engen Wechselbeziehung. Hans Hermann Wöbse hat dies in seiner Arbeit über Ästhetik und Kulturlandschaft eindrucksvoll herausgearbeitet. Mit der Definition, dass Ästhetik die Wissenschaft von der sinnlichen Erkenntnis ist, ging Baumgarten (1988) über den im allgemeinen Sprachgebrauch bis heute synonym verwendeten Schönheitsbegriff hinaus. »Sinnliche Erkenntnis fügt der Wahrnehmung von Realität nicht nur Erinnerung und Erwartung hinzu, sondern führt zu einer auf sinnliche Wahrnehmung aufbauenden Erkenntnis« (Wöbse, S.18).

Für die Schönheit, einem wichtigen Teil der Ästhetik, hat Plato formuliert, dass den Dingen eine Idee, ein Architekt würde sagen ein Bauplan, zugrunde liegt und dass sie uns umso schöner erscheinen, je mehr von dieser Idee in ihrem Erscheinungsbild zu Tage tritt. Dieser »objektiven« Ästhetik setzte Kant in seiner »Kritik der Urteilskraft« eine »subjektive« Ästhetik entgegen, wenn er sagt: »schön ist, was ohne Begriff allgemein gefällt«. Wir können das Wesen des Schönen also nicht exakt beschreiben. Das vermeintlich Subjektive macht Diskussionen, erst recht Entscheidungen nicht leichter. Dabei besitzen wir »in unseren ästhetischen Organen ein unerhört sensibles Instrument, um Wechselverhältnisse und Systemstrukturen er-

fassen zu können, die für die plumpen Mechanismen unseres rationalen Denkens zu komplex sind« (Picht, 1974, S.710). Hierher gehört das, was wir Intuition nennen. »Intuitive Urteile werden nicht logisch aufgebaut, sie sind schlagartig da« (Wöbse, S.19). Es ist typisch für sie, dass sie eine große Menge Informationsmaterial parallel berücksichtigen, ohne jeden einzelnen Faktor separat zu berücksichtigen. Schließlich lassen sie sich auch nicht mit Worten erklären« (Blakeslee, 1988, S.32). Und dennoch ist zum Beispiel der Begriff »Landschaftliche Schönheit« ein im Bundesnaturschutzgesetz verwendeter Begriff und damit allgemein anerkannt.

Verlieren unsere heutigen Kulturlandschaften an Schönheit, wenn ja, warum?

Wenn wir heute feststellen, dass unsere Landschaften – und im Sinne von Kulturlandschaft meine ich damit auch die Dörfer und Städte – immer mehr an Schönheit verlieren, dann müssen wir uns doch fragen, woran das liegt. Allein die Feststellung reicht nicht. Es muss doch etwas unseren ästhetischen Gen-Code stören. Gestört wird ein Empfinden, das auf Empirie aufgebaut ist, dann, wenn in der Entwicklung Brüche auftreten. Und die neueste Zeit ist voll davon.

Was ist mit dem 1919 gegründeten Bauhaus?

Das Manifest von Walter Gropius, mit dem er 1919 die Stelle als Direktor der Schule antrat, verrät die ideologische Dominanz und die verstiegenen Erwartungen. »Erschaffen wir gemeinsam den neuen Bau der Zukunft, der alles in einer Gestalt sein wird: Architektur und Plastik und Malerei, der aus Millionen von Händen der Handwerker einst gen Himmel steigen wird als kristallines Bild eines neuen kommenden Glaubens«. Die Ästhetik der Kargheit will ich nicht leugnen, noch deren Verbindung mit ökonomischem Bauen, auch nicht grundsätzlich zahlreiche Ergebnisse des Bauhausstiles. Aber es ist doch eine Architektur der Egalisierung, die sich ganz bewusst von regionalen und historischen Wurzeln trennt, dafür aber Zeitströmungen breiten Raum gibt. Was mich stört, ist der Versuch, an die Stelle der Ästhetik, die sich aus den oben genannten Quellen speist, eine neue Religion zu setzen. Und dieselbe Kritik muss sich auch Le Corbusier mit seiner Charta von Athen aus dem Jahr 1933 gefallen lassen. Sie, die für die Moderne ein großer Wurf



war, blendend in der Analyse, teilweise katastrophal in den Folgen, zeugte von dem Architekten als bekennenden Gesellschaftsreformer. Gebaute Gesellschaftsentwürfe, das gelingt selten, sind auch schlicht unmenschlich.

Auch der Wiederaufbau Hannovers hat sich ein Stück weit an der Charta von Athen orientiert. Schauen wir aus dem Fenster: der Aegidientorplatz, der Friedrichswall, der Waterlooplatz als wichtige Plätze und Straßenräume sind zu reinen Verkehrsflächen degradiert. Die Weite des Waterlooplatzes nutzte man einfach als Baugelände und riegelte sie mit der Bezirksregierung ab. Und die einkaufsgerechte Innenstadt zahlt nun den Tribut an die noch verkehrsgünstiger gelegenen großen Einkaufszentren in Altwarmbüchen, Laatzen, Garbsen oder sonst wo. Fahren wir mit den Brüchen fort: Ganz sicher gehört dazu die nackte Not nach dem Krieg. Sie musste mit den furchtbaren Zerstörungen deutscher Städte fertig werden. Wenn es ums Überleben geht, ist für Ästhetik nur begrenzt Spielraum. Unter diesen Umständen bleibt aber immer noch viel Respekt für das Geleistete. Zum Wahn ideologischer Egalisierung gehören auch die Plattenbauten in der DDR.

Vor allem: noch nie in der Geschichte des Bauens – man mag ja in diesem Zusammenhang gar nicht von Architektur sprechen – sind so viele

neue Materialien auf den Markt gekommen wie heute. Die verschiedensten Kunststein- und Kunststoffarten gehören dazu ebenso wie Verkleidungsmaterialien, Dachabdeckungen. Die Baumärkte beliefern jeden mit einheitlich gefertigter Ware, die deutschland-, europa- oder gar weltweit vertrieben wird. Ein Großteil der heute erbauten Häuser wird als Fertighaus nach Katalog gekauft, nicht für ein bestimmtes Grundstück oder Dorf geplant. Und da, wo doch noch gebaut wird, geschieht dies nicht selten durch Bauträger nach vorgegebenen oder gerasterten Plänen.

Vieles von dem ist ganz sicher der Preis dafür, dass das breit gestreute Wohnungseigentum eine gewollte und gute gesellschaftspolitische Zielsetzung ist. Es war auch schon immer in der Baugeschichte so, dass wirtschaftliche Fragen eine entscheidende Rolle spielten, und zwar nicht nur bei Bauern oder Bürgern. Auch Schlösser waren vor billigen Materialien oder Fakes nicht gefeit, wie Salzdahlum mit seinem schlechten Fachwerk unter Imitationsputz, Ludwigslust mit seinem zur Industrie ausgebauten Pappmaché oder die weit verbreitete und später zur Kunst avancierte Illusionsmalerei. Schon immer war es so, dass Architektur im Schnittpunkt einer geschichtlichen und örtlichen Achse angesiedelt war. Sie findet in einem bestimmten Raum und zu einer bestimmten Zeit statt. An dieser Erkenntnis hat sich natürlich heute nichts geändert.

Aber was sich grundlegend geändert hat ist die Verfügbarkeit aller Materialien und Stile überall. Das individuelle Eingehen auf die Besonderheiten einer Kulturlandschaft ist häufig aufwändiger als ein Kauf »von der Stange«. Dadurch wird unsere Kulturlandschaft globaler, besser gesagt beliebiger, charakterloser, geschichtsloser. Die weltweite industrielle Fertigung – verbunden mit viel zu billigen Transportkosten – bringt die gleiche Stillosigkeit in jedes Dorf, in jede Stadt.

Ist dies alles nun ein Grund zum Resignieren? Für die Städte- und Landschaftsplaner, für die Architekten, für die Bauherren? Nein, natürlich nicht. Und das nicht nur, weil wir heute bei der Architektenkammer sind. Aber ganz aufhalten können wir den Trend nicht, dazu sind die wirtschaftlichen Zwänge zu groß.

Was ist zu tun, was können wir tun?

Ich meine, man sollte zunächst einmal darauf hinweisen, dass der Einfluss der Architekten auf die Kulturlandschaft für die nächsten Jahrzehnte begrenzt sein wird, und zwar aus zwei Gründen: Erstens sind 90% der Bauten, die in 30 Jahren existieren, heute schon gebaut und zweitens sind ca. 40–50% der Grundfläche einer Stadt im öffentlichen Eigentum. Das heißt: der größte Gestaltungsspielraum für die Entwicklung und damit für den Charakter einer Stadt liegt bei der Stadtplanung selbst. Sie ist verantwortlich für öffentliche Gebäude, Stadtbild prägende Plätze und Straßen, Grünanlagen, Infrastruktureinrichtungen.

Das heißt einerseits, dass bei Stadtentwicklung und Bauleitplanungen die landeskulturelle Geschichte und ihr Bezug zum Planungsgebiet erkundet werden müssen. Der *genius loci* muss der jeweiligen Planung zugrunde liegen. Das heißt nicht, dass die Planung rückwärtsgewandt fortgeschrieben werden muss. Aber die Planung sollte auf natürliche Gegebenheiten und die Geschichte Rücksicht nehmen. Zu oft wurde früher trotz zahlreicher Warnungen im Überschwemmungsgebiet der Leine gebaut, ein Versicherer in Dresden bezahlte seine Anschrift »In der Flutmulde« während des Elbhochwassers bitter. Unsere technologischen Möglichkeiten haben uns hochmütig gemacht. Und die Planung sollte Geschichte sichtbar bleiben lassen. Das



gilt für einzelne Gebäude, Plätze und Quartiere ebenso wie für das Stadtbild einschließlich seiner Silhouette.

Das gilt auch für die Auseinandersetzung um die Kölner Moschee. Haben sich die Städte rein rechtlich auf eine solche Auseinandersetzung vorbereitet? In einem Land, in dem die freie Religionsausübung garantiert ist, ist es natürlich erlaubt, für die Gläubigen ein Gotteshaus zu bauen. Aber da eine Stadt Teil unserer Kulturlandschaft ist, hat sich ein solcher Bau in eben diesem Kontext zu bewegen, in seiner Lage, in seiner Beziehung zu historischen Ensembles, in seiner Dimension. Eine Demonstration der Macht, eine kulturelle Herausforderung, ist nicht genehmigungsfähig. Das deutsche Baurecht ist nicht das Instrument kultureller Auseinandersetzungen. Nun mag manch einer fragen: und was ist mit unseren Kirchen, was ist mit dem Kölner Dom, der durch Wilhelm II. eingeweiht wurde, war das nicht auch ein Stück weit Machtdemonstration? Ja, das stimmt. Aber dies ist Teil unserer Geschichte, unserer christlich-abendländischen Kultur, damit auch unserer Landeskultur. Und die ist eben – ich benutze den Begriff hier – Leitkultur. Mag sein, dass in 100 Jahren die Entwicklung weiter ist, dass man dann anders darüber denkt, dass die Geschichte sich weiterentwickelt hat und damit die Landeskultur als Teil von ihr.

Als planende Kommune muss ich jedoch nicht nur die bisherige landeskulturelle Entwicklung kennen und berücksichtigen, ich muss auch aktuelle Grundströmungen erspüren und aufgreifen, um das Morgen nicht nur auf der Basis des Gestern zu planen. Wirtschaft als Motor von Veränderungen – was heißt das? Wenn es so ist, dass die wirtschaftliche Entwicklung maßgeblich ist für die Veränderungen unserer Kulturlandschaft und damit auch für unsere Städte, dann hat das für die Infrastruktur und damit für die Städteplanung große Auswirkungen!

Die hoch entwickelte Wirtschaft entfernt sich zunehmend von den klassischen Produktionsprozessen. Sie ist deshalb auch nicht mehr in gleichem Maße wie bisher auf die herkömmlichen städtischen Infrastrukturen angewiesen: Massenproduktion wird in Billiglohnländer verlagert, d.h. vielfach bedarf es keiner großen Werkhallen mehr. Dort, wo sie noch notwendig sind, wie in der Automobilindustrie, sind Menschen durch Roboter ersetzt. Nicht mehr viele Menschen müssen in großen Wohneinheiten in der Nähe der Werke wohnen.



Logistische Zentren werden nicht mehr unbedingt in den Ballungszentren, sondern an wichtigen Magistralen errichtet. Und die modernen Kommunikationswege ersetzen die Notwendigkeit ständiger physischer Präsenz. Das heißt, für die Wirtschaft verliert die klassische Infrastruktur einer Großstadt an Bedeutung. Sie ist vielfach nicht mehr zwingende Produktionsvoraussetzung. Aber nicht nur die Städte sind von den Veränderungen der Wirtschaft betroffen, auch die Unternehmen selbst sind es. Es gibt nicht mehr den klassischen Unternehmensstandort mit Sitz der Verwaltung, der Entwicklung, der Produktion mit hoher Fertigungstiefe an einem Standort. Heute haben wir einen Konzernsitz, sagen wir in Hannover, einen Holdingsitz in Luxemburg, eine Finanzierungsgesellschaft in Dublin, eine Montagestätte in einer Stadt mit der höchsten Förderquote, aber in keinem Fall eine Fertigungstiefe über 15%, Zulieferer weltweit nach dem Just-In-Time-Prinzip, das Rechenzentrum wird online von Kalifornien aus gewartet, die Software in Indien entwickelt, das Callzentrum ist in Leipzig und die Post wird aus dem nahen Tschechien versandt. MDH, dies ist heute vielfach Realität, wirtschaftliche Notwendigkeit. Aber ein solches Unternehmen braucht eine Identität, der sich die Mitarbeiter verbunden fühlen, das Management muss sich für das Gesamtunternehmen verantwortlich fühlen und nicht nur für das Funktionieren einzelner Teile und ihres Zusammenspiels.

Kultur als Identität für alle

Hier kommt heute der Kultur eine wachsende Bedeutung zu. Kultur hat einen ganz wichtigen Anteil daran, dass die Menschen in der Lage sind, sich verorten zu können. Das in der Kultur gespeicherte kollektive Gedächtnis führt wie bei der Kulturlandschaft dazu, dass sich jeder Mensch als Bestandteil, Mitträger und Weitergeber menschlicher, in unserem Fall christlich-abendländischer Kultur verstehen darf. Das gibt ihm Geborgenheit und Selbstbewusstsein, Identität. Und was für den Einzelnen gilt, gilt auch für Unternehmen. Sie können auf Dauer nicht ausschließlich dem volatilen Kapital verpflichtet sein. Sie müssen einen Heimatstandort haben, ein Heimatland. Und das meine ich nicht nur emotional, sondern aus ganz handfesten wirtschaftlichen und politischen Gründen. In schwierigeren Zeiten braucht ein Unternehmen Rückhalt.

Die Kultur und ihre Einrichtungen können hier identitätstiftend wirken. Kulturelle Einrichtungen, die dieses vermitteln, treten aus ihrem elitären, nur für wenige Bildungsbürger ursprünglich gedachten Dasein heraus und werden wichtige Bildungseinrichtungen für breite Schichten, auch Einrichtungen zur Integration. Sie gehören somit zu den ganz wichtigen kommunalen Infrastruktureinrichtungen der Zukunft. Diese in der Stadt richtig zu verankern, ist eine enorme Herausforderung für die Städteplaner, sie in ihrer neuen Funktion zu bauen oder nur zu verändern, für die Architekten. Die Landeskultur in der Stadt verändert ihr Gesicht.

Ein großer Teil städtischer und dörflicher Bebauung unterliegt jedoch privater Entscheidung. Und da wird es schwierig: Wir sagen leichthin, das ist Geschmackssache und somit dem Einzelnen überlassen. Die Knappheit des Raumes, prägend für die europäische Lebensweise sowie die Dichte der Bebauung und des Zusammenlebens zwingen uns jedoch zu einem Mindestmaß an ästhetischer Verbindlichkeit. Allein die Lage eines Privathauses an einem öffentlichen Platz oder einer öffentlichen Straße machen es in gewisser Weise zur res publica.

Die Kommunen können hier sicherlich beeinflussend eingreifen. Schlimmste Auswüchse können verhindert werden durch Gestaltungssatzungen, in denen Traufhöhen, Form, Neigung und Farbe der Dächer vorgegeben werden, oder Baustoffe. Aber auch mit solchen Vorschriften lässt sich Grauensvolles hervorbringen. Ich kann keine Ästhetik vorschreiben. Hier

muss mit anderen Mitteln gearbeitet werden. Hier liegt die Aufgabe bei uns allen. Bei der Erziehung und im Unterricht – angesichts von »Pisa« keine ganz leichte Aufgabe. Der Mangel von musischer und historischer Bildung verstärkt gerade das ästhetische Dilemma.

Nun können wir uns für die Baukultur nicht kurzfristig einen eigenen Menschen formen. Wir müssen also gezielt ansetzen. Und wir heißt: die Kommunen, die Baubehörden, die Architekten und ihre Einrichtungen, z.B. die Architektenkammer, aber eben auch Einrichtungen wie die Stiftung Niedersachsen. Wir müssen das Auge von Planern, Bauherren und Bauausführenden schulen, ganz altmodisch gesagt: erziehen. Am besten setzt man das an, wo die meisten oder alle durch ein Nadelöhr müssen: bei der Bauland ausweisenden Kommune oder bei der Baugenehmigungsbehörde. Neben dem hoheitlichen Akt der Baugenehmigung oder der Veräußerung von Bauland eine freiwillige Beratung durch geschulte, kenntnisreiche Kräfte wäre eine schnell zu realisierende und wirksame Maßnahme. Oder diese Behörden zeigen die Möglichkeiten auf, wer so etwas macht und verweist auf die Profis, wie die Architekten und ihre Einrichtungen. Es gibt Kurse für Nordic Walking, Wickelkurse für werdende Väter, Kochkurse. Wo sind die Kurse für die Bauherren, von der Architektenkammer, von der Bausparkasse? Wo die Beratungsstellen, die mir nicht nur einen Leitfaden für den Umgang mit Behörden, sondern auch für die regionalen Besonderheiten, Entwicklungen, für die kultur- und naturräumliche Umgebung bieten?

Um Missverständnissen vorzubeugen: das Ziel ist nicht eine Retrokultur, keine Rückkehr zu irgendeiner vermuteten guten alten Zeit, sondern das Erlernen von Maßstäblichkeit. Es wird Bauaufgaben geben, die sich der Umgebung unterzuordnen haben. An anderen Orten wird es gut sein, sich zu behaupten. An Dritten: sich aufzulehnen, neue Maßstäbe zu setzen. Das Spektrum zwischen dienen, anpassen, protestieren ist groß und mit jeder Aufgabe neu zu bestimmen. Dennoch spüren wir alle, dass es Grenzen gibt, ein maßloses Bauen, das sich auf nichts mehr bezieht als auf die egobezogene Befindlichkeit des Bauherrn.

Wir denken in der Theorie hoch von der Architektur: sie soll Identität stiften, Imagefaktor einer Stadt sein, ökologisch nachhaltig und umweltbewusst sein und bei der Lösung sozialer Probleme helfen. Jedes für sich eine gewaltige Aufgabe! Ich glaube, dass ein Bau, der Maß nimmt an den kultur-

wie naturräumlichen Gegebenheiten, der der oftmals veränderten Funktion des Gebäudes gerecht wird, ganz von selbst einen Beitrag für die oben genannten großen Ziele leisten wird.

Wer über Baukultur spricht, muss freilich auch Raum geben für das Neue in der Architektur. Dieses Haus ist ja ein gutes Beispiel. Das notwendige Bauvolumen mit modernen Materialien verwirklicht lässt es doch leicht erscheinen. Der Standort hier führte früher durch die Auffassung der Befestigungen und Wälle in den alten Städten zu neuen Stadtplänen und Bebauungen. Die englische und in deren Folge die deutsche Gartenstadt sind eine Reaktion auf die schlechten Wohn- und Lebensverhältnisse und die steigenden Bodenpreise in den Großstädten. Schließlich sei an die Umgestaltung des Ruhrgebietes, an die Umnutzung der alten Industriekathedralen erinnert: dieser Wandel, konzentriert in der Internationalen Bauausstellung (IBA) Emscher Park, hat einer ganzen Generation neues Sehen beigebracht. Und auch die Stadt Hannover muss auf die Veränderungen in Wirtschaft und Gesellschaft Antworten geben: Durch weiteren Ausbau der kulturellen Infrastruktur, vielleicht doch auch durch Anknüpfen an die große Tradition in der Garten- und Landschaftsgestaltung.

Aber was ist nun nach alledem mit der Corporate Architecture?

Wir werden ja gleich die Ausführungen von Herrn Präsidenten Schneider dazu hören. Aber so viel sei doch gesagt: wer baut, sollte ästhetisch bauen, und ästhetisch heißt, in der Logik des von mir Gesagten ein Bestandteil der Landeskultur bleiben. Für zu viel rücksichtslose Egozentrik ist da kein Raum, für große Würfe schon. Ich denke an die Corporate Architecture von Hertie in den 70er-Jahren: die mit durchbrochenen weißen Kacheln versehene Fassade, die in allen Städten Deutschlands zwar einen hohen Wiedererkennungswert hatte, aber auf gewachsene Umgebungen überhaupt keine Rücksicht nahm. Und was ist das für eine Corporate Identity, die sich auf die äußerliche Fassade beschränkt?

Oder nehmen wir dieses Haus der NORD/LB: es ist ein großer Wurf, greift die alten stadträumlichen Strukturen auf, hat viel mehr Bauvolumen als das Rathaus, macht ihm aber durch die Leichtigkeit der Materialien keine Konkurrenz, auch nicht in den Proportionen. Und es ist am Aegi eben doch ein herausragender Blickfang ohne zu dominieren. Es ist eben sehr ästhe-

tisch und ist eben deshalb so wichtig für die Identität des Unternehmens. Aber wehe, wir wollten den Bau darüber hinaus mit einer besonderen Corporate Identity begründen: mit der Transparenz, die diese gläserne Architektur für das Unternehmen symbolisch darstellt. Wäre dann die elegante, aber nicht so einsehbare Fassade des Sparkassenverbandes Niedersachsen am Schiffgraben, die ein gewisser Herr Schneider vor mehr als 15 Jahren ent-



scheidend mitgestaltet hat, ein Symbol für die intransparente Arbeitsweise von Verbänden. Kann man dann nicht mit gleichem Recht sagen, das Gebäude der NORD/LB weise auf den gläsernen Kunden in der deutschen Kreditwirtschaft hin, oder der erst während der Bauphase sich herauskristallisierende Turm zeige die Schwierigkeiten bei der Konsolidierung der deutschen Landesbanken hin zu einem Spitzeninstitut auf?

Wenn wir unter diesen unternehmensspezifischen Gesichtspunkten Corporate Architecture begriffen, dann würden unsere Städte bald nur noch Friedhöfe für Logos sein. Aber wenn wir uns an Art. 14 GG halten, wonach Eigentum verpflichtet und ein Unternehmen eben auch dem Gemeinwohl verpflichtet ist, dann ist eben so ein Bau eine res publica, und dann unterliegt er den Gesetzen der Kulturlandschaft, also der Ästhetik.

Meine Damen und Herren Architekten: helfen Sie uns, den Laien, den Politikern, den Verantwortlichen wo auch immer, helfen Sie uns, die großen und kleinen Bauaufgaben so zu lösen, dass sie nicht beliebig sind, nicht einerlei, sondern zeitgemäße Zeugen einer konkreten europäischen Kulturlandschaft, die insgesamt in der Welt ihresgleichen sucht. Die europäische Stadt, viel geschunden, voll von Problemen, aber liebenswert und einfach schön: sie ist ein hohes Gut, das wir nicht verlieren wollen an irgendeine Megalopolis. Oder ganz einfach mit Goethe: »Fehler darf man machen, nur nicht bauen«.

Architektur als Teil der Unternehmensphilosophie

Mein Beitrag »Architektur als Teil der Unternehmensphilosophie« beschäftigt sich mit dem Aspekt des strategischen Einsatzes von Architektur zur erfolgreichen Kommunikation von Firmeninhalten. Die These lautet: Unternehmer, die für den Eigenbedarf bauen, verfügen über eine entsprechende Philosophie und verbinden diese mit einem Qualitätsanspruch als Ausdruck der Einheit von hochwertigem Produkt und Image fördernder Gebäudegestaltung. Mit anderen Worten: Die qualitätsvolle Gestaltung der eigenen Immobilien ist ein Schlüsselbaustein der strategischen Marketingkonzeption. Dabei wird das Firmenprofil nach außen und innen geschärft.

Haben bedeutende Unternehmen bereits in der Vergangenheit die Symbolkraft gestalterisch anspruchsvollen und ausdrucksstarken Gewerbebaus erkannt, so wird dieses Potenzial von kleineren und mittleren Unternehmen noch zu wenig ausgeschöpft. »Es überrascht«, so Jons Messedat in seinem Buch »Corporate Architecture«, »dass die vielfältigen Möglichkeiten, Architektur als zentrales Element der Kommunikation von Unternehmens- und Markeninhalten einzusetzen, trotz eines erheblichen Investitionsvolumens nicht effektiv genutzt werden«. Er leitet daraus ab, dass die Architektur eines Firmengebäudes stets ein Statement zum Unternehmen selbst ist. Der aufmerksame Betrachter schließt von der äußeren Erscheinung automatisch auf das Unternehmen und leitet einen Teil seiner Bewertung davon ab. Einige bekannte Konzerne, wie zum Beispiel Trumpf, haben die Einsatzmöglichkeiten der Baukunst erkannt und erfolgreich für ihre strategischen Ziele eingesetzt.

Unternehmer, die den Wunsch oder den Bedarf haben, ihr eigenes Firmengebäude zu erstellen, müssen sich zwangsläufig mit architektonischer Gestaltung und Wirkung auseinandersetzen, denn sie transportieren nachweislich einen Teil der eigenen Unternehmenskultur.

Die Kultur eines Unternehmens ist in der Regel sehr komplex. Sie beschreibt nicht nur seine Identität, sondern auch die eigene Geschichte, das eigene Rollenverständnis, die Ziele und Visionen sowie die eigenen sozialen und ethischen Werte. Die Architektur versucht, geistige Qualitäten der Unternehmenskultur, die in jedem Unternehmen in unterschiedlicher Form existieren, in »gestalterische Raumkörper zu übersetzen« (Messedat) – sie also zu materialisieren und damit das Unternehmen in seiner Zielrichtung zu unterstützen.

Es reicht heute nicht mehr, nur gut gestaltete Gebäude zu bauen. Die Architektur muss sich am gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Prozess orientieren und damit ihren Beitrag an der Wertediskussion leisten. Obwohl bereits zahlreiche Unternehmen der guten und angemessenen Gestaltung ihrer Gebäude besondere Aufmerksamkeit schenken, verkennen immer noch ganze Industriezweige und Branchen die Einsatzmöglichkeiten, in denen Architektur den Unternehmenserfolg unterstützen könnte.

Architektur ist immer an einen Ort gebunden und kann nie isoliert betrachtet werden. Architekturentwürfe sind immer Stellungnahmen und Auseinandersetzungen mit dem Ort und seiner Umgebung. Sie sind Antworten auf städtebauliche, funktionale und technische Anforderungen. Architektur ist aber auch verbunden mit Personen. Dabei kommt dem Bauherrn eine Schlüsselfunktion zu. Er bestimmt die Anforderungen, er verfügt über das Budget, er bestimmt letztendlich mit seinem Anspruch über die Qualität. Der Präsident des BDA, Kaspar Kraemer, hat einmal über den Begriff der Qualität geschrieben: »Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass unser Wachstum nur noch über Qualität funktionieren kann. Verbesserungen, Optimierungen, Veredelungen sind gefragt«. Qualität ist mehr als nur bautechnische

oder gestalterische Güte und nicht nur ein Kostenfaktor. Die Qualität des Bauens kann nach Winfried Nerdinger »erstens rein technisch oder ökonomisch bestimmt werden als stabile Konstruktion, bauliches Funktionieren oder Wirtschaftlichkeit. Sie kann zweitens rein ästhetisch definiert werden als gute Gestaltung. Und Qualität kann drittens sozial definiert werden als Bauen für Menschen und deren Institutionen in bestimmten historischen oder gesellschaftlichen Dimensionen. Entscheidend ist, dass alle drei genannten Ebenen von Qualität nicht auseinanderdividiert, sondern immer zusammen gesehen werden müssen. Erst dann ist Verantwortung auch von existenzieller Bedeutung.« Maßstab für Qualität setzt immer eine gewissenhafte und dialektische Auseinandersetzung mit den Besonderheiten des Ortes, der Nutzungsvorgaben und der Grundstücksbedingungen voraus. Es geht also immer um die ganzheitliche Lösung einer Bauaufgabe, deren drei wichtigste Bedingungen in eine Balance gebracht werden müssen: der Gebrauchswert, der ästhetische Wert und das Eingehen auf den Ort.

Die spezifische Aufgabe des Architekten liegt neben dem Entwerfen von Inhalten und Formen auch darin, neue Entwicklungen und Bedürfnisse aufzugreifen, um räumlich, gestalterisch und technisch Neues zu denken und zu realisieren. Innovation bedeutet dabei nicht ein Mehr an Technik, sondern auch ein Mehr an kritischer Reflexion und eine Zunahme an nachhaltigen und experimentellen Konzepten. Architektur als Quelle der Innovation muss sich mit neuen Materialien, neuen Technologien und neuen Produktionsmethoden auseinandersetzen. Der kreative Gebrauch lässt dann auch eine neue zeitgenössische Ästhetik entstehen. Architektur hat aber nicht nur zweckdienlichen Charakter, sondern immer auch eine symbolische Funktion. Die Kunst, gute und nachhaltige Architektur zu schaffen, besteht in der Sublimierung von Komplexität. Und zwar durch Reduktion, Verdichtung, Vereinfachung. Doch all dieses erfordert Präzision im Entwurf und in der Ausführung. Genau die Präzision, die wir von Produkten verlangen, die den Erfolg von Unternehmen ausmachen.

Entwicklungslinien der Corporate Architecture

Ich will nun einige Entwicklungslinien aufzeigen, wie »Firmenmarken« in Architektur übersetzt werden: Seit Beginn der Industrialisierung entstanden Bauten für Unternehmen, deren Gestaltung über die Erfüllung von



Grundparametern wie Nutzbarkeit, technische Qualität und Wirtschaftlichkeit hinausging. Lange vor dem Ersten Weltkrieg bauten große Konzerne, aber auch kleinere Betriebe moderne und ausdrucksstarke Werksgebäude. Der internationale Erfolg der deutschen Wirtschaft und der Qualitätsbegriff »Made in Germany« hängen eng zusammen. Wesentlich war dabei eine ganzheitliche Firmenphilosophie. Warum? Die Unternehmen präsentierten sich in einprägsamen, ausdrucksvoll gestalteten Gebäuden. Bereits in der Frühphase haben die aufstrebenden Gründerväter der Industriellendynastien die Architektur ihrer Produktionsstätten zur Vermittlung von Botschaften genutzt. So wurden bei Krupp in Essen in Anlehnung an die Gartenstadtbewegung nicht nur die Betriebsgebäude, sondern vor allem die Werks-siedlungen zum Hauptbestandteil im Erscheinungsbild des Unternehmens. Das Engagement der Gründerfamilie prägte durch die Firmenbauten und die Wohnsiedlungen eine ganze Region. Die Mitarbeiter wurden somit an das Unternehmen gebunden. Umfassende Sozialeinrichtungen bewirkten zudem eine starke Identifikation der »Kruppianer« mit ihrem Arbeitgeber und hatten eine große Werbewirkung nach außen. Es herrschte aber das Prinzip der »eingebauten« Sozialkontrolle.

Nach dieser eher patriarchalisch geprägten Phase sind zwei Beispiele zu nennen, die als Ikonen der Industriearchitektur gelten, denn mit ihrer überzeugenden Innovationsbereitschaft und dem ganzheitlichen Qualitätsbewusstsein meisterten die Unternehmen selbst die Weltwirtschaftskrise und die restriktiven Bedingungen der Nachkriegszeit. So gilt die AEG Turbinenhalle in Berlin von Peter Behrens 1908/09 als Musterbeispiel für eine übergreifende, der Moderne verpflichteten Gestaltungsphilosophie, die auf das gesamte Erscheinungsbild des Unternehmens angewendet wurde. Behrens entwarf neben den Betriebsgebäuden der AEG auch deren grafisches Erscheinungsbild, also das Design der Elektrogeräte, das Firmenlogo und die Werbung – Corporate Identity schon vor der Erfindung des Begriffs. Die berühmte Turbinenhalle zeigt noch Merkmale des Jugendstils. Eine Glasfront, massive Backsteinecken und eine originelle Giebelform machten diesen Bau unverwechselbar, wenngleich die Architektur nur nach außen wirkt. Für das Innere hatte man sich noch wenig Neues einfallen lassen.

Das zweite historische Beispiel finden wir hier im niedersächsischen Alfeld, nämlich die Schuhleistenfabrik Fagus Werke von Behrens-Schüler Walter Gropius. Übrigens seine erste bedeutende architektonische Arbeit, die er 1910/11 zusammen mit Adolf Meyer realisierte. Dieser Bau brachte



die Stahl- und Glasarchitektur einen wesentlichen Schritt nach vorn. Das dreigeschossige Gebäude wird von einem Stahlskelett getragen, die Außenwände sind in Glasflächen aufgelöst, deren nichttragender Charakter durch das Fehlen von Stützen an den Ecken betont wird. Gropius und Meyer gingen einen Schritt weiter als Behrens und verzichteten vollständig auf geschlossene Wandflächen. Sie machten die Arbeitsvorgänge durch Glas von außen sichtbar und ließen Licht nach innen.

Eines der bekanntesten und plakativsten Beispiele der Neuzeit für symbolhafte Architekturformen und zeichenhafte Gestaltungselemente als Hinweis auf Tätigkeitsfeld und Produkt des Unternehmens ist sicherlich das BMW-Hochhaus in München. Die runden Türme des Gebäudes erinnern an einen Vierzylindermotor und symbolisieren Kraft und Liebe zur Technik. Die Gebäudeform besitzt auch nach über 30 Jahren einen hohen Wiedererkennungswert. Der auffällige, von Karl Schwanzer konzipierte Gebäudekomplex erhöht die Identifikation der Mitarbeiter mit dem Unternehmen und macht deutlich, dass BMW auch in seiner baulichen Gestaltung auf Innovationen setzt. Sogenannte »Signature Buildings« werden von Unternehmen auch zur Demonstration der wirtschaftlichen Potenz und Macht errichtet.

Ebenso zeichenhaft wie spektakulär ist das von Coop Himmelb(l)au entworfene Erlebnis- und Auslieferungszentrum BMW Welt auf der anderen Straßenseite: Ein »Formengewitter« (Bauwelt), das Wagemut und Außergewöhnlichkeit symbolisiert. Eröffnung ist im Oktober 2007. Dieser Bau ist der vorläufige Höhepunkt in der Kommunikation von Markeninhalten. Schon seit einigen Jahren führt das Zusammenwirken von Markeninhalten und Architektur zum Bau von Image fördernden Erlebniswelten. Der Kunde wird eingeladen, die speziellen Markenwerte und das damit verbundene Lebensgefühl durch räumliche Inszenierungen vor Ort zu erleben. Vor allem die Automobilindustrie und die Modebranche setzen verstärkt auf Architektur als Medium zur Vermittlung ihrer Markenimages. So wurden schon vor Jahren für die Autostadt der Volkswagen AG in Wolfsburg alle Marken des Konzerns in Architektur »übersetzt« und mit der Gläsernen Manufaktur von Henn Architekten in Dresden wurde ein neuartiger Gebäudetypus entwickelt, der Aspekte aus der Produktion und der Unterhaltung vereint; eine Symbiose aus Produktionsstätte und Schaufenster mit öffentlicher Einsichtnahme. Die Liste der Automobilhersteller, die Architektur als Inszenierungsmedium ein-

setzen, ist lang. Ob BMW, VW, Porsche oder Citroën, sie versuchen alle, sich spektakulär zu überbieten.

Als weiteres Beispiel für individuelle Ausdrucksformen der Firmenarchitektur zeigt die Firma Vitra in Weil am Rhein. Die Gestaltung des umfangreichen Gebäudekonglomerats liegt bewusst in verschiedenen Händen.



Mehrere Architekten wurden mit der Planung einzelner Bauten beauftragt. Die individuellen Ansätze der unterschiedlichen Architektenpersönlichkeiten bewirken ein pluralistisches Erscheinungsbild. Die Abwendung von einer einheitlichen Firmenarchitektur hat zu einer anderen, durch individuelle Gebäude geprägten Identität geführt. Zur Umsetzung dieses Konzeptes wurden zwischen 1981 und 1994 bekannte Architekten wie Grimshaw, Citterio, Gehry, Hadid, Ando, Siza mit der Planung von Funktionsgebäuden beauftragt.

Der Büromöbelhersteller Wilkhahn aus Bad Münder bei Hannover hat Leitsätze zur Unternehmensphilosophie formuliert, die für alle Bereiche Gültigkeit haben. Die Deckungsgleichheit, die sich daraus im Anspruch an Produkt, Produktion und Produktionsstätten ergibt, bewirkt eine starke Homogenität des gesamten Unternehmens. In besonderem Maße wird in

den Unternehmensleitsätzen dem Aspekt Ökologie Bedeutung beigemessen. Sichtbarer Ausdruck dieser Unternehmenskultur sind die von Frei Otto 1988 konzipierten vier zeltartigen Pavillons sowie die später von Thomas Herzog entworfenen Produktionshallen. Erstmals wurden hier industrielle Produktionshallen unter dezidiert ökologischen Fragestellungen realisiert. Die Verbindung von Nachhaltigkeitsprinzipien und natürlichen Materialien mit ausgefeilter, technischer Innovation spiegelt sich auch in den Produkten wider. So wurde der Bürostuhl Picto zum Inbegriff einer neuen Produktionsästhetik. Gleichzeitig wurde die neue Architektur zum Symbol für die gewandelten Organisationsstrukturen in Produktionsprozessen.

Assoziationen zum Unternehmensinhalt: In der Architektur von Firmengebäuden finden sich Aspekte, die einen Hinweis geben auf den Inhalt und das spezielle Tätigkeitsfeld von Unternehmen. Der externe Betrachter kann Assoziationen zu firmenspezifischen Eigenschaften und Markenwerten bilden. Ein Beispiel ist das Hochregallager der Firma ERCO von Schneider und Schumacher. Durch den Einsatz von Material, Farbe und Licht werden typische Kennzeichen des Unternehmens nach außen sichtbar gemacht. Das Hochregallager bildet als dynamische Lichtskulptur den zentralen Unternehmensinhalt einer Lichtfabrik ab.

Eine Prägung durch das Zusammenwirken von Unternehmerpersönlichkeit und Architekten lässt sich am Beispiel der Firma Trumpf in Ditzingen demonstrieren. Das Unternehmen zählt zu den führenden Herstellern in der Fertigungstechnik. Das Faible des ehemaligen geschäftsführenden Gesellschafters und Inhabers Berthold Leibinger für Architektur bewirkte, dass im Zusammenspiel mit den Architekten Barkow und Leibinger bemerkenswerte Bauten entstanden, so das 2003 fertiggestellte Verwaltungsgebäude und die schon 1998 entstandene Laserfabrik mit Logistikzentrum. Der Standort an einer viel befahrenen Autobahn garantiert dem Bau erhöhte Aufmerksamkeit. Vor allem die Nachterscheinung ist aufgrund der Transparenz des Baukörpers eindrucksvoll. Die Maxime der Firmenleitung lautet: »Erstklassige Arbeit kann nur in erstklassiger Arbeitsumgebung entstehen.«

Mit zwei sogenannten Supermarkt-Bauten, die in der Regel für »Un-Architektur« stehen, soll abschließend gezeigt werden, dass hässliche o8/15-Kisten nicht gottgegeben sind. Am Beispiel dieser vermeintlich banalen Aufgabe »Einkaufsmarkt« stellt sich die Frage, was gute Architektur ist. Antwort

in diesem Fall: Eine Architektur, die eine rationale Struktur entwickelt, die konstruktiv ausgelegt ist und die durch ihre konsequente Zweckmäßigkeit und Funktionalität eine große Flexibilität im Inneren zulässt. In Despangs Nahversorgungszentrum in Hannover, ausgezeichnet mit dem Staatspreis 2004, lassen sich die Abgrenzungen der Nutzer jederzeit neuen Bedingungen anpassen. Im Ergebnis ist ein neuer Typus eines Einkaufsmarktes entstanden, der die Kraft hat, einen zentralen Ort in einem heterogenen Umfeld zu entwickeln.

Für Supermärkte scheint ein ungeschriebenes Gesetz zu gelten: So niedrig wie die Preise ist auch der Anspruch an die Architektur. Nicht so in Österreich. Dort entstehen immer mehr Märkte, die ambitioniert gestaltet und – was bisher kaum vorstellbar war – als Beitrag für die Architekturbiennale in Venedig vorgesehen sind. Die Tiroler Supermarktkette MPreis verfolgt mit ihren 120 Filialen eine Strategie, in der die Raumqualität und der individuelle Standort zentrale Elemente im Gesamtkonzept sind. Das Unternehmen schafft damit den Spagat zwischen einer regional abgestimmten Architektur und der Identifikation und Wiedererkennbarkeit der Marke MPreis. Die Philosophie des geschäftsführenden Gesellschafters lautet: »Supermärkte gehören zu den am meisten frequentierten öffentlichen Räumen. Es ist nicht gleichgültig, wie sie aussehen«.

Resümee

Seit Beginn der Industrialisierung sind Bauten für Unternehmen entstanden, deren Gestaltung über die Erfüllung von Grundparametern wie Nutzbarkeit, technische Qualität und Wirtschaftlichkeit hinausging. Es hat sich gezeigt, dass Unternehmensarchitektur verschiedene Erscheinungsformen annehmen kann. Es gibt gleichzeitig symbolhafte, inhaltliche, einheitliche oder pluralistische Ansätze. Corporate Architecture ist zu einem strategischen Werkzeug in der Unternehmensführung geworden und kann einen wesentlichen Beitrag zum wirtschaftlichen Erfolg und zur Kultur von Unternehmen leisten. Auch in der jüngeren Vergangenheit und Gegenwart haben Unternehmen es verstanden, ihre Architektur wirkungsvoll für betriebsinterne Prozesse, Werbung und Öffentlichkeitsarbeit einzusetzen. Dabei handelt es sich um Bauten der Produktion, Verwaltung, Handel und Dienstleistungen. Bekannte Firmennamen wie Siemens, Borsig, Braun, Züblin, BMW, VW, Porsche, Vitra, Wirth, Trumpf sind Beispiele, mit denen viele



Menschen nicht nur Produkte oder Dienstleistungen, sondern auch einprägsame Gebäude assoziieren. Eines haben diese Beispiele gemeinsam: Hier wurden zur Optimierung der Betriebsprozesse Architekten eingeschaltet, die maßgeschneiderte funktionale und gestalterisch hochwertige Gewerbebauten entwarfen. Ich denke, ihre Investition hat sich mehr als bezahlt gemacht. Leider handeln nicht viele Unternehmen so, sondern lassen sich Gebäude »von der Stange« errichten, die banal und einfallslos wirken und außerdem die Umwelt verschandeln.

Die Planung eines einprägsamen Erscheinungsbildes profitiert von einer interdisziplinären Zusammenarbeit verschiedener Beteiligten. Das Ziel sind qualitätsvolle Gebäude und Raumkonzepte, die den Inhalt, die Identität und die Persönlichkeit eines Unternehmens optimal und angemessen nach innen und außen repräsentieren. In diesem Sinne kann die Unternehmensarchitektur einen wesentlichen Beitrag zum wirtschaftlichen Erfolg und zur Kultur eines Unternehmens leisten. Und damit auch gleichzeitig einen Beitrag zu einer neuen Kultur des Bauens, auch für Bauaufgaben, die mehr sein können als reine Zweckbauten. Otl Aicher äußerte einmal: »Man ist so, wie man sich zeigt und wie man sich zeigt, so ist man«.

PROF. DR. UDO WEILACHER

Dekan Fakultät für Architektur und Landschaft, Leibniz Universität Hannover

Öffentliche Räume – Verlorene Orte?

Die Beantwortung der Fragen, welche positiven Auswirkungen die Baukultur für die Aufwertung des öffentlichen Raumes haben kann und welche Rolle dabei die öffentlichen Plätze spielen könnten, war bereits für die historische Gartenkunst und ist noch heute für die aktuelle Landschaftsarchitektur von zentraler Bedeutung, denn Landschaftsarchitektinnen und -architekten tragen einen erheblichen Teil der Verantwortung für die qualitätvolle Gestaltung urbaner Außenräume, ob begrünt oder unbegrünt. Städtische Plätze, das lehrten uns bereits berühmte Gartenkünstler wie André Le Nôtre in Frankreich, Friedrich Ludwig von Sckell und Peter Joseph Lenné in Deutschland, Frederick Law Olmsted in den USA oder Roberto Burle Marx in Brasilien, sind selbstverständlich ganz besonders bedeutende Komponenten im baukulturellen Kontext der Städte. Das wird rasch offensichtlich, wenn man sich vorzustellen versucht, Venedig hätte keine Piazza San Marco, London keinen Trafalgar Square, Paris keine Place de la Concorde, Berlin keinen Alexanderplatz oder Rom keinen Petersplatz.

Der städtische Platz ist ein sehr wichtiger Teil im ausgedehnten Netzwerk der öffentlichen Außenräume einer Stadt. Die Existenz der Außenräume in enger Verknüpfung mit den architektonischen Innenräumen ist für das Überleben des gesamten städtischen Organismus unumgänglich. »Diese Doppelheit von Innen- und Außenraum ist grundlegend für den weiteren Aufbau des gesamten erlebten Raumes, ja für das menschliche Leben überhaupt«, stelle dazu Otto Friedrich Bollnow bereits in den Sechzigerjahren treffend fest. Erst die Summe aller öffentlichen Räume bildet den charakteristischen Fingerabdruck einer Stadt. Das bedeutet, dass neben den Plät-

zen selbstverständlich auch die Straßen und Wege, die öffentlichen Sport-, Spiel- und Freizeitanlagen und last not least die Gärten und Parks als öffentliche Räume von entscheidender Bedeutung sind – nicht nur für die Funktion des öffentlichen Außenraumsystems, sondern für die Identität und das Image einer Stadt. Wer kann sich schon ernsthaft New York ohne Central Park, London ohne Hyde Park, Barcelona ohne Park Güell, Paris ohne Tuileries, Berlin ohne Tiergarten, Wien ohne Prater oder Hamburg ohne den Hamburger Stadtpark vorstellen?

Können öffentliche Räume jemals verlorene Orte sein? Bezogen auf die genannten Beispiele wird niemand allen Ernstes behaupten wollen, dass diese phantastischen Plätze und öffentlichen Parks verlorene Orte wären. Niemand wird bezweifeln, dass diese öffentlichen Außenräume zu den absoluten Highlights internationaler Baukultur zählen, aber warum? Weil sie zweifelsohne zu den bedeutendsten kulturellen Errungenschaften der jeweiligen Gesellschaft ihrer Zeit zählen. Weil sie die soziologischen und wirt-





schaftlichen, die ethischen und moralischen Verhältnisse ihrer Zeit treffend widerspiegeln, und weil sie mit ihren zeitlosen, bis in die heutige Zeit hoch geschätzten Qualitäten zur nachhaltigen und erfolgreichen Entwicklung der betreffenden Städte beigetragen haben.

Die Suche nach vorbildlichen Strategien zur Aufwertung der öffentlichen Außenräume im Sinne von Baukultur endet jedoch nicht bei den historischen Werken aus der glorreichen Vergangenheit der Bau- und Gartenkunst. Hervorragende Beispiele für die positiven Auswirkungen von Baukultur, für die Aufwertung des öffentlichen Raums und die Steigerung des Stadtimages sind auch aus der jüngeren Vergangenheit und der Gegenwart bekannt.

In den Achtzigerjahren sind zahllose Architekten, Städtebauer und Landschaftsarchitekten nach Barcelona gereist, um mit eigenen Augen zu sehen, welche Auswirkung eine Bestimmung aus dem Generalplan des Jahres 1976 hatte, die vorsah, dass aufgelassene Industrieanlagen konsequent entwickelt und der Öffentlichkeit als baukulturell anspruchsvoll gestaltete Freiräume zur Verfügung gestellt werden sollten. Alle fachkundigen Besucherinnen und Besucher waren begeistert – vor allem vom Mut und vom Engagement aller Planungsbeteiligten vor Ort sowie vom Stolz der Bewohnerinnen und Bewohner auf ihre Stadt.

In den Neunzigerjahren sind zahllose Architekten, Städtebauer und Landschaftsarchitekten nach Lyon gereist. Dort nutzte man eine konjunkturell bedingte Pause im Bauboom, um 1992 den Entwicklungsplan »Lyon 2010« zu beschließen, mit dem die Attraktivität der Stadt – ganz im Sinne von Baukultur – gezielt gesteigert werden sollte, ohne dabei jedoch die vorhandenen städtebaulichen und architektonischen Qualitäten zu gefährden. In vorbildlicher Weise arbeiteten Architekten, Stadtplaner, Landschaftsar-



chitekten, Verkehrsplaner und Künstler interdisziplinär zusammen, um gemeinsam eine spürbare Steigerung der Qualität der Lebensumwelt in Lyon zu erzielen. Alle fachkundigen Besucherinnen und Besucher aus dem Ausland waren begeistert – nicht nur von gelungener Außenraumgestaltung, Lichtplanung und konsequenter Verkehrspolitik, sondern auch von der dadurch spürbar angeregten Lebendigkeit der öffentlichen Räume.

Heute reisen zahllose Architekten, Städtebauer und Landschaftsarchitekten nach Zürich, weil man auch in dieser Stadt in den vergangenen Jahren erkannt hat, dass die Gestaltung neuer und der konsequente Erhalt vorhandener öffentlicher Plätze und Parks enorm zur Steigerung des Images der Stadt beiträgt. Wieder sind die meisten fachkundigen Besucherinnen und Besucher begeistert – nicht nur vom Mut der Verantwortlichen in Politik und Verwaltung zur Bewilligung und zielstrebigem Durchführung innovativer

Städtebau- und Landschaftsarchitekturprojekte, sondern auch von der Konsequenz, mit der nicht nur die Highlights, sondern der gesamte öffentliche Raum mit besonderem Interesse für die Einheit in der Vielfalt qualitativ weiterentwickelt wird. Baukultur darf sich keineswegs nur auf plakative Vorzeigeprojekte im öffentlichen Raum beschränken, sondern beginnt bereits mit konsequenten Programmen zur Aufwertung der alltäglichen Straßen- und Platzräume, deren Qualität von der gewissenhaften Verarbeitung und Auswahl der verwendeten Materialien auf Gehwegen und Plätzen ebenso geprägt wird wie von einer standortgerechten Begrünung, einem gezielten Beleuchtungskonzept oder von der sorgfältigen Bestimmung des Straßensmobiliars.

Es ließen sich eine ganze Reihe weiterer interessanter Initiativen schildern – auch in Deutschland –, punktuelle und flächige, privat und öffentlich finanzierte, in kleinen Gemeinden und in großen Städten wie Hamburg, Berlin, München oder etwa Duisburg, wo im Rahmen der IBA ein gewaltiger baukultureller Prozess angestoßen wurde, der die allgemeinen Vorstellungen vom wahren Wert öffentlicher Räume nachhaltig verändert hat. Gerade hier hat Baukultur ganz entscheidend zur Steigerung des Selbstwertgefühls einer ganzen Region beigetragen, und die erfolgreiche Kulturhauptstadtinitiative RUHR.2010 ist Beleg dafür, dass dieser Prozess noch lange nicht beendet ist.

Öffentliche Räume sind keine verlorenen Orte, und wenn es eine Krise des öffentlichen Raumes geben sollte, dann ist diese »Krise des öffentlichen Raumes ist in Wahrheit eine Krise des Gemeinwesens.« Das jedenfalls stellte Hanno Rauterberg einmal sehr treffend fest und erläuterte: »Der Streit um den öffentlichen Raum ist also in Wahrheit eine Ersatzdebatte, denn mehr als der Raum die Gesellschaft prägt, prägt die Gesellschaft ihren Raum«. Baukultur beginnt also in der Gesellschaft, und zwar zunächst in den Köpfen aller Planungsbeteiligten, aller Bürgerinnen und Bürger. Wer in diesem Sinne die Lebensqualität in der Stadt steigern und das durch mehr Baukultur erreichen möchte, das lehren die Beispiele aus Barcelona, Lyon und Zürich, muss sich mehr zumuten, ob Eigentümer, Bauherren, Politiker, Planungsverantwortliche und Verwaltungsexperten, Tagespresse, Architekten, Landschaftsarchitekten, Hochschulen und so weiter.



Im Grunde wissen alle Beteiligten nur zu genau, was es bedeutet, sich mehr zumuten zu müssen. Wir müssen uns mehr Verantwortungsbewusstsein für unser Eigentum zumuten – auch in ästhetischer Hinsicht. Wir müssen uns mehr Offenheit im interdisziplinären Austausch zumuten, nicht nur in Gestaltungsbeiräten und Wettbewerbsjurys. Wir müssen uns mehr neugierige Toleranz für andersartige Sichtweisen zumuten. Wir müssen mehr Mut beweisen, wenn es um experimentelle Projekte zur Entwicklung konsequenter Gesamtstrategien für den öffentlichen Raum geht. Wir müssen uns und anderen mehr Klarheit in der Unterscheidung zwischen guten und schlechten Qualitäten im öffentlichen Raum zumuten, und vieles mehr. Killerphrasen wie »dafür ist kein Geld da ...«, »bei uns geht das nicht ...« oder »das hört sich sehr theoretisch an ...« sind fraglos Gift für die Baukultur und gefährden die kulturelle Weiterentwicklung der Gesellschaft. »Mehr als der Raum die Gesellschaft prägt, prägt die Gesellschaft ihren Raum«. Verlorene öffentliche Räume wären so gesehen ein mehr als katastrophales Signal für unsere Gesellschaft.

HARTMUT RÜDIGER

Vizepräsident Architektenkammer Niedersachsen

30

Architektenwettbewerbe – Chance für Auslober

Mein Beitrag wird zwei Einzelaspekte beleuchten: die Chancen für Ort und Architektur durch die Verfahrensform des Wettbewerbs. Lassen Sie mich kurz die Eigenarten des Wettbewerbsverfahrens definieren:

- Der Wettbewerb ist ein Verfahren,
 - um alternative Entwürfe für eine Bauaufgabe zu erhalten.

- Ein Verfahren, das nach Regeln abläuft, die gewährleisten,
 - dass die vorgelegten Entwürfe vergleichbar sind,
 - dass alle Teilnehmer die gleichen Chancen im Verfahren haben,
 - dass die Entwürfe nur nach ihrer Qualität beurteilt werden, und zwar von Personen, die diese Qualität beurteilen können, sodass jeder Teilnehmer weiß, dass nur höchste fachliche Qualität zum Erfolg führen kann.

Diese Erwartung ist die eigentliche Grundlage für den Erfolg des Verfahrens; und diese Überzeugung der Teilnehmer, dass es nicht auf Verwandtschaft, Golfclub, Bürogröße, Anzahl der Veröffentlichungen oder frühere Meriten ankommt, sondern allein auf die Qualität der in diesem Verfahren vorgelegten Arbeit, ist es, die zu Qualitätssteigerung von Architektur führt. Und zwar in zweierlei Hinsicht:

- zum einen, indem über die Qualitätsauslese im Verfahren die gebaute Qualität dieses Projektes gesteigert wird
- und zum anderen, indem die Teilnehmer – damit die Architektenschaft

insgesamt permanent gefordert ist, Qualität zu liefern und deshalb sich selber weiterzuentwickeln – sich auf den jeweils neuesten Stand zu bringen und die eigenen Maßstäbe permanent zu schulen, z. B. auch dadurch, dass Wettbewerbsergebnisse – in »Wettbewerbe aktuell« – permanent veröffentlicht werden.

Ich zitiere gerne, wenn es darum geht, die Vorzüge von Wettbewerben zu erläutern, aus der ersten Wettbewerbsordnung, welche die Architektenverbände sich 1864 – Sie haben richtig gehört: 1864 – gegeben haben, »Das öffentliche Konkurrenz-Verfahren ... dient im engeren Sinne ebenso sehr den Interessen der Bauherren, wie der Baukünstler.

Seine Vorzüge bestehen:

- in der Vielseitigkeit der Auffassung der gestellten Aufgabe,
- in der Ermittlung der hervorragenden Talente,
- in der Beschränkung des Nepotismus und im Ausschluss jeglicher Monopolisierung,
- in der stets erneuerten Anregung des öffentlichen Interesses für Bauunternehmungen,
- in der durch den Wetteifer gesteigerten Anspannung der baukünstlerischen Kräfte«.

Meine Ausführungen beziehen sich auf diesen letzten Satz: der im Wetteifer gesteigerten Anspannung der baukünstlerischen Kräfte. Dies meint eben: dass durch Wettbewerbe die Qualität der Architektur durch die permanent geschulte Qualität der Entwerfenden gesteigert und verbreitert wird. Die Qualität zu verbreitern erfordert aber, dass Wettbewerbe häufige Verfahren sind, um regelmäßig möglichst viele Architekten als Teilnehmer zu erreichen. Wettbewerbe nur für große und repräsentative Bauten schaffen diese qualitätsfördernde Konkurrenz nur für eine kleine (Spitzen-)Gruppe der Architektenschaft. Deshalb hat die große Anzahl von Wettbewerben in

den 70er- und 80er-Jahren – insbesondere auch kleinerer regionaler Wettbewerbe – dazu beigetragen, dass in Deutschland eine breite Schicht kleiner und mittelgroßer hoch qualifizierter Büros entstanden ist.

Unter diesem Aspekt sehe ich mit Sorgen, dass die gegenwärtige Praxis der öffentlichen Hand, anstelle von Wettbewerben, vermehrt Verhandlungsverfahren anzuwenden, die Qualität der Architektur in diesem Land massiv gefährdet. Denn um in einem Verhandlungsverfahren zu einem Auftrag zu kommen, kommt es nicht auf die Qualität der architektonischen Lösung an, sondern auf Bürogröße, Umsatz, Beschäftigungsdauer von Mitarbeitern, die Anzahl der realisierten ähnlichen Bauten etc. Begründet wird dies damit, dass man die Abwicklung des Bauvorhabens sicherstellen muss.



Dass dies auch nach den allermeisten Wettbewerben gut gelungen ist, beweist doch, dass Prioritäten auch anders gesetzt werden können und seit 1864 anders gesetzt wurden. Es ist offensichtlich, dass in Verhandlungsverfahren Prioritäten vertauscht werden. Anstatt erst über die Qualität der Lösung zu befinden, wird erst über die Aspekte der Durchführung befunden und dann – hoffentlich – auch noch über die Lösung. Wenn die Vertauschung der Prioritäten gewollt ist, verstärkt dies meine Befürchtung, dass die ar-

chitektonische Qualität sich vermindern wird und ich könnte noch ergänzen – offensichtlich ist dies auch so gewollt.

Ich behaupte nicht, dass Qualität von Architektur nur in Wettbewerben entsteht. Es ist sogar so, dass besonders innovative oder auch eigenwillige Lösungen in Wettbewerbsverfahren selten gewinnen. Dies hat damit zu tun, dass Preisgerichtsentscheidungen Gruppenentscheidungen sind, die überwiegend – dies ist zumindest das Ziel jedes guten Preisgerichts – im Konsens getroffen werden.

Ich behaupte auch nicht, dass Preisgerichte in jedem Fall die beste Lösung prämiieren – wobei man lange darüber reden kann, ob es in Architektur und Städtebau, aber auch in funktionellen Fragen – überhaupt eindeutig »beste« Antworten gibt.

Solange für die Teilnehmer aber sicher ist, dass allein die Qualität ihrer Arbeiten bewertet wird, werden sie diese zu erzeugen versuchen und auch akzeptieren, dass – wenn sie nicht gewinnen – die Qualitätsmaßstäbe des Preisgerichtes und ihre eigenen nicht deckungsgleich waren.

Meine erste These lautet deshalb: Wettbewerbe fördern die Qualität von Architektur über die konkrete Aufgabe hinaus durch die permanent hergestellte Konkurrenzsituation. Schöner klang dasselbe 1864: »durch die im Wetteifer gesteigerte Anspannung der baukünstlerischen Kräfte«.

Im zweiten Teil möchte ich mich mit der Frage beschäftigen, welche Chancen Wettbewerbsverfahren für den Ort haben.

Voraus verweise ich auf die für diesen Aspekt wichtige Eigenart eines Wettbewerbsverfahrens: Die vergleichende Beurteilung. Da es – wie eben ausgeführt – nicht möglich ist, Gestaltung, städtebauliche Einbindung, aber auch Funktionszusammenhänge objektiv zu messen, bedarf es zu einer Urteilsicherheit bei diesen Kriterien immer einer vergleichenden Beurteilung. Sicherlich gibt es genügend Fälle, in denen eine Gestaltung so offenkundig misslungen ist, dass es keines Vergleiches bedarf. Auf der anderen Seite der Qualitätsskala wird es auch möglich sein, eine gelungene Gestaltung oder Einbindung festzustellen. Bei der Frage aber, ob es die optimale Gestaltung ist – oder komplizierter noch, ob ein Entwurf den optimalen Kompromiss zwischen sich widerstreitenden Forderungen nach Funktion, Gestaltung, Wirtschaftlichkeit etc. gefunden hat, wird nur noch der Vergleich zwischen verschiedenen Lösungsansätzen eine Antwort finden.

Jeder Entwerfende selber nähert sich über Alternativentwürfe an seine Lösung an, und über die Diskussion dieser Varianten schärft und entwickelt er den Beurteilungsmaßstab für die zu lösenden Probleme. Es ist keinem Bearbeiter einer Aufgabe aber möglich, mehrere Varianten so umfassend und vollständig zu entwickeln, wie sie im Wettbewerbsverfahren vorliegen. Hierfür fehlt schlecht schon die Zeit, denn jeder Entwerfende müsste nacheinander verschiedene Entwürfe durcharbeiten. Ob es psychologisch überhaupt möglich wäre, sei dahingestellt. Erst diese vergleichende Beurteilung der gleichwertig durchgearbeiteten, unterschiedlichen Lösungen versetzt das Preisgericht in die Lage, ein relativ sicheres Urteil zu fällen. Preisrichter müssen nicht zwangsläufig bessere Architekten als die Teilnehmer sein, »besser« macht sie allenfalls die Kenntnis aller Alternativen Lösungen.

Meine nachfolgenden Überlegungen beschäftigen sich mit der Frage, welche Chancen Wettbewerbe für den Ort bieten, und als Ort meine ich nicht den konkreten räumlichen Ort, den Bauplatz, sondern die Gemeinschaft, die Gemeinde, die Menschen »vor Ort«. Die Chancen, dies ist mein Postulat, liegen im Gewinn an Öffentlichkeit und in der Möglichkeit des öffentlichen Diskurses. Auch dies hat man schon 1864 erkannt: »Die Vorzüge der öffentlichen Konkurrenz-Verfahren bestehen:

- in der stets erneuerten Anregung des öffentlichen Interesses für Bauunternehmungen.«

Noch jedes Wettbewerbsergebnis hat es in die Lokalpresse geschafft und Ausstellungen von Wettbewerbsarbeiten erfreuen sich eines großen Zpruchs – wenn sie nicht bewusst versteckt sind. Wettbewerbe sind ein hervorragendes Mittel, um Architektur und auch die Kriterien und Maßstäbe zu vermitteln, nach denen Architektur und Städtebau beurteilt werden können, und dies hat mit der oben erläuterten Vielzahl vergleichbar dargestellter Lösungen zu tun.

Bei keiner anderen Gelegenheit ist so gut darstellbar, welche Alternativen es gegeben hätte und aufgrund welcher Kriterien einige Lösungen besser als andere sind. Dies erfordert allerdings – und das wird viel zu selten gemacht –, dass die Beurteilungsmaßstäbe ausführlich erläutert werden, und dies geht nur durch Mitglieder des Beurteilungsgremiums, des Preisgerichts.

Sofern es sich um einen öffentlichen Bauherrn handelt, wird dieser ein Interesse daran haben, am Beispiel des Wettbewerbs seine Bürger in architektonischen und städtebaulichen Fragen zu informieren – ja zu schulen –, denn umso informierter werden diese Bürger zukünftig über Architektur und Städtebau sprechen können. Ein privater Bauherr wird einwenden, dass es nicht seine Aufgabe sei, sozusagen Volksbildung zu betreiben. Wenn sich



Bauverwaltung und Architektenschaft vor Ort darüber klar wären, welches hohe Potenzial in der Präsentation und Erläuterung von Wettbewerbsarbeiten steckt, würden diese von sich aus solche Wettbewerbspräsentationen und Diskussionen organisieren. Diskussion kann auch zu Widerspruch führen; Geister, die man ruft, wird man manchmal nicht so einfach wieder los. Ganz sicher werden nicht alle Bürger die Entscheidung des Preisgerichts für gut befinden, manchmal werden Kritiker auch in der Mehrheit sein. Ein gutes Beispiel hierfür ist ein Wettbewerb in Frankfurt. Die Bürgerschaft stand Kopf und verlangte Fachwerk und schräge Dächer. Solche Diskussionen schrecken viele Beteiligte davor ab, Öffentlichkeit in Wettbewerbsverfahren zu versuchen. Dies betrifft eigentlich alle Beteiligten:

- Das Preisgericht fühlt seine Autorität untergraben und ist pikiert und beleidigt. Es reagiert in den seltensten Fällen offensiv, nämlich durch aktive Teilnahme an der Diskussion.
- Der Preisträger sieht seine Felle davonschwimmen, nämlich den lukrativen Auftrag, und ruft: die dürfen gar nicht diskutieren, mein Entwurf ist durch das Preisgericht geädelt und unveränderlich festgeschrieben.
- Die übrigen Preisträger auf den hinteren Rängen wittern Morgenluft, doch noch den lukrativen Auftrag erhalten zu können und applaudieren heftig den Kritikern des ersten Preises.
- Der Bauherr, der nun endlich bauen will, sieht seinen Zeitplan in Gefahr.
- Die Architektenschaft insgesamt fürchtet, dass durch Diskussion des Wettbewerbsergebnisses das Wettbewerbswesen überhaupt beschädigt wird, wenn nicht mehr gewährleistet ist, dass nach diesem – zugegebenermaßen nicht ganz einfachen Verfahren – die weitere Planung zügig beginnen kann und »von vorne losgeht«.

Wir müssen einfach erkennen, dass die großen wirtschaftlichen Aspekte, die auch mit einem Wettbewerb verknüpft sind, es nicht einfacher machen, zu einer sachgerechten, offenen Diskussion von Wettbewerbsergebnissen zu kommen. Eine Diskussionskultur über Wettbewerbe und ihre Ergebnisse ist meines Erachtens aber erforderlich und möglich. Sie muss jedoch gewollt und strukturiert sein. Dies gilt aber nur, wenn und solange Diskussion und Kritik sich an der Sache orientiert und auf die Erhöhung der Qualität abzielt, nicht wenn sie dazu dient, wirtschaftliche Interessen Einzelner durch eine angebliche Qualitätsdiskussion zu lancieren. Zunächst einmal – und ich betone dies auch als Vizepräsident der Architektenkammer:

- Diskussion über Wettbewerbsergebnisse ist statthaft,
- selbst Kritik an Entscheidungen des Preisgerichts ist statthaft und schädigt nicht das Wettbewerbswesen insgesamt.

Ebenso wenig wird es dadurch beschädigt, dass ein Bauherr nicht den ersten Preis beauftragt, sondern einen der weiteren Preisträger, wenn er nach der Preisgerichtsentscheidung zu der Erkenntnis kommt, dass diese

Arbeit preiswerter ist oder für ihn wichtige Kriterien besser erfüllt. Meine Kollegen neigen dazu, in einem solchen Fall den Untergang der guten Sitten und der Baukultur zu beklagen und die Kammer aufzufordern, einzuschreiten. Ich mahne in diesen Fällen immer etwas mehr Gelassenheit an und verweise darauf, dass es zwar richtig ist, dass ein gut zusammengesetztes Preisgericht das am besten für eine Beurteilung der Arbeiten geeignete Gremium ist, dass aber jede Wettbewerbsordnung dem Bauherrn das Recht einräumt, einen der Preisträger zu beauftragen.

Eine verantwortlich geführte Diskussion fördert auch das Verständnis, dass der Weg von der Aufgabenstellung zur optimalen Lösung ein Prozess ist, bei dem der Wettbewerb ein ganz entscheidender Schritt, aber nicht der Einzige und Letzte ist. Und weil ich der Überzeugung bin, dass es uns nur durch öffentliche Diskussion über Architektur gelingen wird, breite Schichten der Bevölkerung zu erreichen und für Architektur und Städtebau – als die sie unmittelbar und jeden Einzelnen betreffende kulturelle Themen – zu interessieren, sehe ich das Potenzial, die Chancen, die die Wettbewerbsverfahren für den Ort, für die Menschen »vor Ort« über die Findung der optimalen Lösung für den konkreten Standort hinaus haben. Deshalb besteht die Chance eines Wettbewerbsverfahrens nicht zuletzt in der stets erneuerten Anregung des öffentlichen Interesses für Bauunternehmungen.



PROF. ZVONKO TURKALI

Turkali Architekten, Frankfurt

34

Gestaltungsbeiräte, wozu?



Vor einigen Monaten hielt Wilfried Wang, ehemaliger Direktor des Deutschen Architektur-Museums in Frankfurt, heute Architekt in Berlin und Professor in Austin, Texas, an unserer Fakultät in Hannover einen Vortrag mit dem Titel »Architektur – wozu?«

Wang beschäftigte hierbei die Frage, inwieweit der Grundgedanke der Moderne, nämlich »die Qualität in alle Lebensbereiche zu bringen«, in einer Zeit eingelöst werden kann, in der wir und die Architektur einmal mehr »vor der Wahl zwischen Flüchtigem und Spektakulärem, zwischen Patchwork und Feuerwerk« stehen. Er bemängelte die Beliebigkeit von Stadtplanung und Architektur der modernen Demokratie, in der es keine Gestaltungsvorgaben

mehr gibt. Niemand soll mehr festlegen dürfen, was gute und schlechte Architektur ist.

»Qualität in alle Bereiche zu bringen, vom Detail bis zur Stadt, muss wieder als Aufgabe der Architektur verstanden werden, und zwar nicht nur von den Architekten ..., sondern von der Öffentlichkeit insgesamt«, so Wang.

Wenn wir diesen Gedanken fortführen und heute über die Möglichkeiten der Förderung und Weiterentwicklung von Baukultur sprechen, so ist doch festzustellen, dass sowohl Wettbewerbe als auch Gestaltungsbeiräte ein gutes Instrumentarium bilden, um die Architektur zu dem zu machen, was sie ist. Eine in hohem Maße öffentliche Angelegenheit, mit einer geschichtlichen, kulturellen und politischen Dimension. Wettbewerbe und Gestaltungsbeiräte fördern ein Qualitätsverständnis von Stadtgestaltung, das über das rein Alltägliche hinausgeht.

Jeder Architekt, der an einem Wettbewerb teilnimmt, und jeder Bauherr, der einen Wettbewerb auslobt, geht doch eine Verpflichtung ein. Beide verpflichten sich auf unterschiedliche Weise, ihre eigene, aber auch die gesamt-kulturelle Verantwortung der Architektur gegenüber der Gesellschaft zum Ausdruck zu bringen. Ein Architekt verbindet mit seiner Teilnahme am Wettbewerb selbstverständlich die Hoffnung, durch den Wettbewerbsgewinn einen Auftrag zu erhalten. Doch dies ist, wie wir wissen, ein sehr risikoreiches Unterfangen. Schon der Gewinner eines zweiten Preises ist bei einem Wettbewerbsverfahren in der Regel der erste Verlierer. Also muss es für den Architekten einen weiteren Antrieb zur Teilnahme geben, und das ist der Glaube an die Freiheit der Architektur. Architektur ist eben mehr als die Einhaltung von DIN-Normen, die Erfüllung eines Raumprogramms oder die Optimierung von Flächen und Kubaturen.

Aber auch jeder Bauherr, der einen Wettbewerb auslobt, will doch der Öffentlichkeit zeigen, dass es ihm nicht nur um seine eigenen, berechtigten Interessen geht, womöglich um eine hohe Ausnutzung seines Grundstücks,

sondern um die Stadt als Ganzes. Um das, was wir im Allgemeinen als städtische Kultur bezeichnen.

Ein Wettbewerbsverfahren kann per se nicht die Qualität der Architektur garantieren, denn der Weg vom Wettbewerbsverfahren bis zur Realisierung ist in der Tat ein sehr langer. Dennoch werden durch ein Wettbewerbsverfahren die Erwartungen an die Qualität des realisierten Ergebnisses erhöht. Und: Jedes Verfahren macht den Diskurs über die Architektur öffentlich. Wie schon gesagt, Architektur ist eine öffentliche Angelegenheit, und alle Beteiligten, Politiker, Mitarbeiter der Verwaltung, Bauherren und Architekten sollten ein großes Interesse daran haben, die Architektur in breiter Öffentlichkeit zu verankern. Auch in Zukunft wird nur ein Bruchteil von Realisierungen über Wettbewerbsverfahren zu entscheiden sein. Wir hoffen trotzdem, dass es mehr werden. Um jedoch möglichst für alle Lebensbereiche, auch für die sogenannten Nutzbauten, die angemahnten gestalterischen Qualitäten im frühen Stadium zu diskutieren sowie herzustellen, scheinen die Gestaltungsbeiräte gut geeignet zu sein.

Ich bin nun seit vier Jahren Mitglied im Gestaltungsbeirat der Stadt Regensburg und ich möchte Ihnen zunächst berichten, wie dieser Beirat zusammengesetzt ist, wie er arbeitet, um am Schluss auf den Aspekt des Titels meines Vortrages zurückzukommen, nämlich »Gestaltungsbeiräte, wozu«?

Regensburger Modell

Der Regensburger Gestaltungsbeirat ist 1998 auf Initiative der Regensburger Architektenschaft, dem sogenannten Architekturkreis Regensburg, der weitgehend aus Mitgliedern des BDA (des Bundes Deutscher Architekten) besteht, gegründet worden. In seiner Struktur orientierte er sich bei seiner Gründung am Gestaltungsbeirat in Linz, Österreich. Heute dient er selbst als Vorbild bei vielen Neugründungen in anderen Kommunen, wie beispielsweise in Tübingen, Lübeck, Trier oder Karlsruhe.

Nun ist Regensburg eine Stadt, die im Zweiten Weltkrieg nahezu vollständig erhalten worden ist, d.h. sie ist in den Jahren dieses grauenhaften Krieges nicht zerstört worden, wie so viele andere europäische Städte. Doch auch in den Wochen, Monaten und Jahren nach dem Krieg hat man in Regensburg davon abgesehen, die Innenstadt für den deutlich zunehmenden Autoverkehr aufzuräumen und Platz zu machen für Bauten der Nachkriegs-



moderne, die sich in vielen unserer Innenstädte verlaufen und zum Verlust des Öffentlichen Raumes geführt haben.

Die Lage an der Donau und die qualitativ hochwertigen Plätze sowie abwechslungsreiche Straßenzüge mit ihren schönen Häusern hinterlassen bei vielen Besuchern den Eindruck, Regensburg sei die nördlichste Stadt Italiens – allerdings mit bajuwarischer Küche.

Vielleicht ist die Ablesbarkeit der jahrhundertelangen Geschichte der Stadt einer der Gründe für die ausgeprägte Sensibilität der Regensburger im Umgang mit dem historischen Bestand und das auffällige Interesse am Bild der Stadt selbst. Wie auch immer. In Regensburg haben die Entscheidungsträger früher als in vielen anderen Städten die kulturelle, soziale und ästhetische Verantwortung gegenüber der Stadt und ihren Menschen erkannt. Sie haben erkannt, dass Städtebau und Architektur langfristige Angelegenheiten sind und die Architektur der Stadt ein wichtiger Werbeträger ist. Die Stadt hat sich, wie sie es vielleicht wissen, in den vergangenen zwei Jahrzehnten wirtschaftlich hervorragend entwickelt.

Der Gestaltungsbeirat in Regensburg hat einige Besonderheiten. Deswegen fünf Mitglieder kommen alle von außerhalb, sie werden für höchstens vier Jahre berufen und sie dürfen zwei Jahre vor sowie ein Jahr nach der Zugehörigkeit im Beirat in Regensburg nicht gebaut haben und nicht bauen. Für ihre Beratungen erhalten die Mitglieder des Beirats ein Honorar, das mit Preisrichterhonoraren bei Wettbewerben vergleichbar ist. Die Sitzungen werden von einer Geschäftsstelle vorbereitet. Sie finden alle zwei Monate statt und dauern in der Regel zwei Tage. Sie sind fast immer öffentlich. Verwaltungsmitarbeiter, Politiker und Bauherren mit ihren Architekten sind ebenso anwesend wie Vertreter der Presse und interessierte Bürger.

Alle Projekte der Altstadt und die, die für das Bild der Stadt prägend sind, müssen im Gestaltungsbeirat besprochen werden – es sei denn, sie sind durch ein Wettbewerbsverfahren entschieden worden. Der Regensburger Gestaltungsbeirat besitzt eine weitere wichtige Besonderheit, die ihn von vielen anderen Beiräten unterscheidet: Die Empfehlungen des Beirats sind bindend. Ein Projekt, das vom Beirat in seiner Sitzung negativ beurteilt worden ist, ist so lange erneut vorzulegen, bis es vom Beirat befürwortet wird.

In Bayern hat diese Verbindlichkeit der Empfehlung des Beirats eine rechtliche Grundlage in der Bayerischen Bauordnung. In der heißt es: »Die Bauaufsichtsbehörden können zur Erfüllung ihrer Aufgaben und Bedürfnisse Sachverständige und sachverständige Stellen heranziehen«. In den Kommentierungen zur Bayerischen Bauordnung werden als sachverständige Stellen explizit Stadtgestaltungskommissionen und Gestaltungsbeiräte genannt. Dennoch wird auch in Regensburg hin und wieder unter Juristen



über die rechtliche Grundlage des Gestaltungsbeirats gestritten. Interessant ist jedoch, dass seit dem Bestehen des Gestaltungsbeirats, also seit nahezu zehn Jahren, kein einziger Bauherr und kein einziger Architekt sich dem Gremium versagen wollte. Vielmehr wird mittlerweile die Zustimmung des Beirats von Bauherren und ihren Architekten als Zeichen für die Qualität des Projektes werbewirksam eingesetzt. Eine gute Baugestaltung rechnet sich.

Die Ansprüche an die Baugestaltung sind in den Bauordnungen der Länder ganz unterschiedlich gewichtet: Im Artikel 11 der Bayerischen Bauordnung ist zu lesen, dass bauliche Anlagen unter anderem nach den anerkannten Regeln der Baukunst zu gestalten sind. Also nicht etwa der Architektur, sondern der Baukunst! Dies ist in der Tat ein hoher Anspruch, denken wir noch an die von Oswald Matthias Ungers aufgestellte Unterscheidung zwischen Architektur und Baukunst, wonach es zwar eine gute, aber auch eine schlechte, hässliche, primitive, unausstehliche Architektur geben kann. Eine schlechte Baukunst ist hingegen nicht vorstellbar. Ein Objekt, das nicht gut ist, kann nicht zur Baukunst gezählt werden.

Andere Landesbauordnungen, zum Beispiel die Hessische, Nordrhein-Westfälische oder die Niedersächsische, geben sich in der Forderung nach der Baugestaltung schon viel weniger ambitioniert und verlangen neben der technisch-ökologischen Aktualität von Neubauten lediglich, dass sie nicht verunstaltend wirken.

Also bitte, Gestaltungsbeirat, wozu?

Ein Gestaltungsbeirat kann der Entwicklung einer gefestigten, fundierten Diskussionskultur über Stadtgestaltung dienen. Als Forum für das Gespräch über Architektur und Stadt zwischen Fachleuten und Laien, zwischen Bauherren und Politikern, zwischen freischaffenden Architekten und Kollegen aus der Verwaltung kann er das Bewusstsein für Architekturqualität in ihrem gesamtulturellen Verständnis im positiven Sinne beeinflussen und ein wichtiger Baustein zur Stärkung der Baukultur sein.

Im Gestaltungsbeirat können Projekte zu einem frühen Zeitpunkt diskutiert sowie Vor- und Nachteile der jeweiligen Planung analysiert werden. Das projektierte Bauwerk ist dabei in seinen Einzelteilen genauso zu beurteilen, wie auch in seiner Gesamtwirkung im Kontext bestehender Architekturen. Schöne Platzräume, gepflegte Straßen, sinnlich gestaltete Gebäude, dauerhafte Materialien, gute Innenräume und stadträumliche Bezüge stärken die Identität der Bewohner mit ihrer Stadt und sie erhöhen die Lebensqualität. Genau diese Themen können in einem Gestaltungsbeirat ausgelotet werden, im Sinne der Stadt und im Sinne ihrer Bewohner.

Die Behandlung eines Projektes durch den Beirat ist eine von der Stadt finanzierte und für einen Bauherrn kostenlose Beratung durch ein qualifiziertes Gremium. Das Ziel des Gespräches ist es, gegenseitige Interessen abzuwägen. Jedes Gebäude der Stadt ist für die Stadt von Bedeutung, unabhängig von dessen Nutzung und Größe. »Wenn du ein Haus baust, so denke an die Stadt« sagte einmal der Tessiner Architekt Luigi Snozzi zutreffenderweise.

Architekten, die im Gestaltungsbeirat ein Projekt vorstellen, können mit Kollegen die Gestaltung erörtern und über Optimierungsmöglichkeiten diskutieren. Dabei kann je nach Qualität der Entwurf gestärkt oder in Frage gestellt werden. Es geht immer um Kritik und um Selbstkritik. Kritik und Selbstkritik können manchmal, nun aus der eigenen Erfahrung des Vortragenden gesprochen, durchaus schmerzhaft sein, doch sie gehören zum Beruf und sie gehören zur Architektur. Die Kritik muss jedoch klar, begreiflich und fassbar sein, wenn Architekten als kompetente Partner und Experten gelten wollen, bei Fragen um Gebäude, das Verhältnis der Gebäude untereinander oder den Freiraum, der von den Gebäuden gebildet wird.

Fazit

Ich bin auf die Besonderheiten und Eigenheiten der Struktur sowie der Arbeitsweise des Beirats in Regensburg eingegangen. Je nach kultureller Tradition, baulichen Möglichkeiten, verwaltungstechnischer und politischer Konstellation sowie kommunalen Erfordernissen kann ein Gestaltungsbeirat unterschiedlich organisiert sein. Letzten Endes ist es nicht entscheidend, ob er beispielsweise mit ortsansässigen oder auswärtigen Architekten besetzt ist, ob Politiker und Mitarbeiter der Verwaltung bei den Sitzungen nur meinungsbildend vertreten oder auch stimmberechtigt sind. Entscheidend ist, dass ein Gestaltungsbeirat anerkannt ist und dass er von der Politik, der Verwaltung und der Architektenschaft der jeweiligen Kommune gewollt ist.

Entscheidend ist, dass die Empfehlungen des Gestaltungsbeirats Verbindlichkeit erfahren und nicht reine Lippenbekenntnisse bleiben, die in Sitzungen der Stadträte beliebig uminterpretiert werden können.

Entscheidend ist, dass die Sitzungen des Beirats professionell vorbereitet werden und dass er, der Beirat, überzeugend argumentiert.

Entscheidend ist auch, dass er die Öffentlichkeit erreicht. Er braucht eine gute Öffentlichkeitsarbeit. Denn letztendlich ist entscheidend, dass es ihm gelingt, ein Bewusstsein für das geschichtliche, soziale und kulturelle Ausmaß von Architektur und Städtebau zu schärfen und im gesamtulturellen Gesellschaftsraum zu verankern. Wie gesagt: Architektur und Städtebau sind langfristige Angelegenheiten.

In diesem Sinne wünsche ich der heutigen Veranstaltung gute kurzfristige Impulse für viele langfristige Anregungen.

MONIKA THOMAS

Stadtbaurätin Stadt Wolfsburg

38

Wettbewerb, Planungsworkshop oder Gestaltungsbeirat? – Erfahrungsbericht



Es war eine Reise in die Vereinigten Arabischen Emirate, die mich in den letzten Wochen nachdenklich stimmte auf die Frage, was denn moderne Baukultur aktuell ausmacht. Der Scheich des Emirates Sharjah ist voller Stolz auf seine Stadtgründung mit der neu rekonstruierten »heritage area«, den Lagunen, umringt von repräsentativen Bauten im neoklassizistischen, maurisch, arabisch beeinflussten Stil. So wünscht er sich die ganze Stadt. Der Nachbarstaat Dubai zieht den Lagunen den Bau von Motiv-Inseln im persischen Golf vor und strebt die längste mondäne Hochhaussilhouette an. Zwei ganz

unterschiedliche Beispiele aktueller Baukultur: neue, strenge Rekonstruktion und hyperaktive Skyline – Moderne, die Städtebau und Architektur als hohen Image- und Identifikationsfaktor verwenden. Und wie steht es um die Baukultur im Kleinen, im Alltag? Baukultur als Alltagswert öffentlich zu thematisieren ist nicht einfach, gerade vor dem soeben geschilderten Hintergrund der internationalen In-Szene-Setzung spektakulärer Vorhaben. Wenn wir für die Baukultur wirklich etwas erreichen wollen, müssen wir beweisen, dass es dabei nicht um eine elitäre Gedankenwelt oder um eine temporäre Erscheinung, wie beim aktuell explodierenden Kunstmarkt, geht.

Architektur ist ein Stadtmarketingfaktor

Architektur ist zweifelsohne spätestens seit dem Guggenheim-Museum in Bilbao und seinem damals noch überraschenden PR- und Marketing-Effekt zum modernen Imagefaktor für Städte und Institutionen geworden. Extraordinäre Bauten schaffen es in die Hauptnachrichtensendungen. Wolfsburg steht mit großer Selbstverständlichkeit für diesen Trend. Gerade im letzten Jahr brachte und bringt uns das phäno von Zaha Hadid in Wolfsburg eine enorme Popularität. Es wurde u. a. auch gezielt dafür gebaut.

Wolfsburg, gegründet 1938 als Stadt des KdF-Wagens, geht diesen Weg des offensiven Bauens moderner Architektur und Siedlungen schon seit der Nachkriegszeit. Beginnend mit der Realisierung des Alvar-Aalto-Kulturhauses und den zwei Kirchen Alvar Aaltos, denen das Theater von Hans Scharoun, das Kunstmuseum von Prof. Peter Schweger folgten. In den letzten 50 Jahren wurden viele dieser Bauten gezielt entlang der zentralen Stadtachse, als herausragende international bis heute viel beachtete und im besten Sinne zeitlose Architekturen, erstellt. Mit den parallel entwickelten modernen Siedlungen, die in beeindruckendem Tempo dem Bedarf des ansässigen Konzerns folgten, gibt es wohl kaum eine bundesdeutsche Stadt, bei der das Thema moderner Baukultur im Innersten so authentisch ist. Wolfsburg ist eine lebendige Lehrstube des Städtebaus seit den 1930er-

Jahren. Und doch: Nach wie vor überwiegt das Image als Industriestadt. Architektur als Imageträger ist offenbar nicht nachhaltig genug.

Baukultur zwischen Highlights und Alltagsbauten

Den Stadtbauräten machen die Gestaltungsfragen im Alltag viel mehr Sorgen. Es gibt kaum noch den echten Bauherrn als Ansprechpartner, sondern überwiegend Projektentwickler im Auftrag von Investoren mit anonymem Kapital, die sich Mieter suchen, um renditeträchtige Objekte zu realisieren. Wir stehen oft vor einer organisierten Unverantwortlichkeit für Baugestaltung. Und gleichzeitig sind wir froh, Investoren für unsere dringenden Stadtentwicklungsprojekte zu finden. Was geht, bestimmt das wirtschaftliche Interesse, gute Architektur besitzt in sich zu wenig Marktwert.

Parallel nimmt die Deregulierung der Bauvorgaben zu, mehr Baufreiheit ist gewünscht. Die Zahl der Städte, in denen es noch Stadtbauräte gibt, sinkt. Und wie in anderen Lebensfeldern ist auch in der Architektur das Interesse am Individuellen stärker als das Interesse am gemeinschaftlichen Rahmenwerk.

Für jede Planungsaufgabe das geeigneteste Verfahren

Was heißt das für die Förderung der Baukultur in einer Stadt? Die wichtigsten Schritte sind zum einen, frühzeitig für die Stadt den Rahmen für »gutes« Bauen zu finden und zu definieren. Das heißt auch, sich und anderen immer wieder deutlich zu machen, welche charakteristischen Stärken diesen speziellen Ort auszeichnen und welche zentralen Leitlinien es zu bewahren und zu verfolgen gilt. Zum anderen geht es darum, vor diesem Hintergrund mit Beharrlichkeit, doch ohne Dogmatismus für jede Situation, für jedes Objekt das richtige Planungsverfahren zu suchen oder zu entwickeln. In der Praxis ist eine große Palette erforderlich, um für die jeweilige Aufgabenkonstellation den passenden Weg zu wählen: vom großen Traum, für jedes Vorhaben einen Wettbewerb durchzuführen, um zu dem bestmöglichen Ergebnis zu gelangen, bis hin zur gesetzlichen Maßregelung als strengstem Element. Dazwischen liegen viele Wettbewerbsvarianten, Gutachterverfahren, Gespräche usw.

Lassen Sie mich nur auf einige Wolfsburger Beispiele aus den letzten Jahren eingehen:

Für die größte Garantie internationaler Architekturqualität steht der internationale Architekturwettbewerb, den wir für das bereits erwähnte Phänomen wählten. Sieben Jahre liegt der Wettbewerb zurück. Mittelgroße Städte können sich das ganz sicher nicht jedes Jahr leisten. Aber die Perlenkette der internationalen Meisterwerke wollen wir in Wolfsburg auch in Zukunft nicht abreißen lassen.

Sehr viel mehr Raum im Alltagsgeschäft nehmen beschränkte Wettbewerbe, Gutachterverfahren und Investorenwettbewerbe ein, die wir konsequent bei der Vergabe städtischer Grundstücke praktizieren. Auch unsere städtische Wohnungsbaugesellschaft hat es sich zu eigen gemacht, neue Objekte, Siedlungen und Sanierungsmaßnahmen grundsätzlich einem beschränkten Wettbewerb oder Gutachterverfahren zu unterziehen. Jüngstes erfolgreiches Beispiel ist die Umgestaltung der sogenannten »Burg«, einem Hochhausareal der 1960er-Jahre, das inzwischen auffällige Leerstände zeigt und unter den Aspekten Architektur, Freiraum und Marketing grundlegend überdacht werden musste. Ein mehrstufiges Gutachterverfahren führte zu einem sehr vielversprechenden Ergebnis.

Bei der Umplanung der Porschestraße entschieden wir uns für ein kooperatives Planungsverfahren mit mehreren Bürogemeinschaften. Die komplette Neugestaltung der Haupteinkaufsstraße und zentralen Stadtachse, die in den letzten Jahren in eine Bazarzone mutiert war, stellte eine enorm komplexe Gestaltungsaufgabe dar, die dieses aufwendige Verfahren aus meiner Sicht unabdingbar machte. Das Erlangen der besten Lösung unter breiter Beteiligung aller Betroffenen bei größtmöglicher Akzeptanz stand im Vordergrund. Nach 3 Jahren intensiver Planung und Beteiligung konnten wir im Frühjahr mit den Bauarbeiten beginnen.

Der Gestaltungsbeirat

Einen wichtigen Part nimmt unser Gestaltungsbeirat ein. Wir nehmen uns die Zeit, private und öffentliche Bauvorhaben, die von städtebaulich besonderer Bedeutung sind, etwa halbjährlich in diesem Gremium zu beraten. Aufgabe ist es, die Grundzüge der jungen, modern geplanten Stadt zu wahren, den stetigen Mut zu avantgardistischen Bauten zu stärken, die Besonderheit der »Stadtlandschaft« bewusst weiterzuentwickeln und die Identitätsfindung mit der Stadt zu fördern.

Der Gestaltungsbeirat ist zusammengesetzt aus externen, unabhängigen Vertretern des Städtebaus, der Landschaftsplanung, der Architektur und der Denkmalpflege. Letzteres mag merkwürdig erscheinen. Doch obwohl Wolfsburg noch keine 70 Jahre zählt, ist die Denkmaldichte enorm hoch. Der Beirat arbeitet seit drei Jahren, hat ca. 20 Projekte beraten und in fast allen Projekten einen deutlichen Beitrag zur Verbesserung geleistet. Er ist kein politischer Ausschuss. Er ist allerdings per Beschluss politisch legitimiert und wird durch zwei Ratsmitglieder bereichert, die über die Ergebnisse in den Gremien berichten und gegebenenfalls politisch steuernd eingreifen. Die eindeutigen Vorteile trotz der wenigen Jahre seiner Existenz liegen in der stärkeren Sensibilisierung der politischen Vertreter für die Baukultur. Sie werden zu Lobbyisten und in der Argumentation geschult. Zunehmend gewinnt das Gremium höhere Akzeptanz bei den Bauherren und Architekten. Gezielte öffentliche Veranstaltungen mit dem Gestaltungsbeirat tragen dazu bei, dass auch die Bürgerinnen und Bürger die Werte der Stadt erkennen und stützen.

Gestaltungsbeiräte lassen sich nach meiner Erfahrung nicht verordnen. Sie dürfen kein weiterer Ausschuss sein, der Verfahren behindert. Sie sollten in jeder Stadt so zusammengesetzt und geregelt sein, wie die örtliche Situation es erfordert. Sie müssen frei und politisch gewollt sein. Je größer die Kompetenz des Gestaltungsbeirates ist, desto stärker muss er politisch legitimiert und damit abgesichert sein. Er muss frühzeitig eingebunden und gut moderiert werden und seine Entscheidungen reflektieren. Die Stadt Wolfsburg hat bisher sehr gute Erfahrungen mit ihrem Gestaltungsbeirat gemacht.

Es geht nicht ohne Öffentlichkeitsarbeit

All die Bemühungen um das Erreichen von Wertschätzung für Baukultur wirken nur mit einer intensiven Öffentlichkeitsarbeit. Der »Tag der Architektur« und die Architekturzeit sind ein wichtiger Baustein. In den einzelnen Städten reicht dies jedoch nicht.

Die Stadt Wolfsburg hält dafür das Forum Architektur vor, das sich unter dem Motto »Stadt, Raum, Geschichte« um die Kommunikation und Vermittlung von Architektur kümmert: Vorträge, Führungen und Workshops in unterschiedlichster Weise, Kinderaktionen, wie Schulen auf der Baustelle, Universitätskontakte, Ausstellungen, Publikationen sowie die Abwicklung

des jährlich stattfindenden Studentenförderpreises »Wolfsburger Kollerpreis«, dessen Jury der Gestaltungsbeirat bildet, sind Teile des Aufgabenspektrums. Zur Unterstützung des Forums Architektur gibt es unter meiner Leitung eine fachübergreifende »Arbeitsgruppe Baukultur« im Bau- und Kulturdezernat, die sich monatlich mit den Aktivitäten zur Förderung der Baukultur in Wolfsburg befasst.

Meine Erfahrung ist, dass sich aktuell der Wert freiheitlicher Gesinnung in vielen gesellschaftlichen Feldern zunehmend mehr auf das individuelle Interesse, als auf die Gemeinschaft ausrichtet. Dies braucht eine Gegenoffensive zur Förderung gesellschaftlicher Werte. Dies gilt auch für die Baukultur, deren Wert im Sinne von Identitätsstiftung noch zu sehr unterschätzt wird. Wir, die wir die Architektur- und Städtebauqualität fordern und fördern, dürfen daher nicht zu einer besserwisserischen Minderheit werden, die den Eindruck erweckt, abgehoben über andere zu urteilen. Es muss uns gelingen, in dem was wir tun deutlich zu machen, dass es um soziale, funktionale, emotionale und damit auch um ästhetische Grundwerte geht, wenn wir uns für die Baukultur in unseren Städten einsetzen.



PROF. DR. FRANZ PESCH

Städtebau-Institut, Universität Stuttgart

Städtebauliche Wettbewerbe – Wegweisend für die Stadtentwicklung

»Baukultur verbindet den Willen der Gesellschaft zur Wahrung des kulturellen Erbes mit dem Gestaltungsanspruch an die gebaute Umwelt und der Bereitschaft zur Modernisierung und Veränderung« Förderverein Bundesstiftung Baukultur

Baukultur als Grundlage planerischen Handelns

Wenn wir über den Verlust der Baukultur in unseren Städten klagen, so ist dies kein Ästhetenlamento. Denn Baukultur ist keine Geschmacksfrage, sondern eine Frage des planerischen Selbstverständnisses. Wir müssen uns – ein bisschen abgewandelt – die Gretchenfrage stellen: Wie hältst du es mit der europäischen Stadt und ihrer großen Tradition? Wie gehe ich mit dem urbanen Kontext um? Was darf ich ignorieren, wo hingegen muss ich mich einfügen? Städtebauliche Fehlentscheidungen haben meist schwerwiegende Folgen. Eine Stadt kann viel Mittelmaß in der Architektur vertragen, ohne ihren Charakter zu verlieren. Schlechte Stadtplanung überlebt sie hingegen nicht. Epochale Fehlentscheidungen, wie etwa die Vulgarisierung der städtebaulichen Moderne im Leitbild der verkehrsgerechten Stadt oder des Bauwirtschaftsfunktionalismus, lassen sich oftmals erst nach Generationen korrigieren.

Die europäische Stadt am Ende der sozialen Utopien

Vor diesem Hintergrund darf die Baukulturdebatte keine reine Fachdebatte, sondern sie sollte immer auch eine breite, gesellschaftliche Diskussion sein. Es geht also nicht nur um den einzelnen fehlplatzierten Möbelmarkt, der zudem mit seinem grobschlächtigen Äußeren, seinem Volumen



und seiner aggressiven Farbgebung die Augen jedes einigermaßen sensiblen Zeitgenossen beleidigt. Es geht in der Baukulturdebatte vor allem darum, das Erbe der europäischen Stadt zu kommunizieren, Konflikte zu analysieren und Einverständnis darüber herzustellen, wie unsere Städte aussehen sollen. Das Bild von der Stadt ist immer auch ein Bild der Gesellschaft. Mit dem Ende der gesellschaftlichen Utopien verbindet sich nun die Chance, die europäische Stadt mit ihrer Geschichte zu versöhnen. Eine Chance, die wir uns nicht entgehen lassen dürfen.

Städtebauliche Wettbewerbe als Verpflichtung

Baukultur ist in diesem Sinne eine Grundhaltung zum Planen und Bauen und seiner sozialen Funktion und meint nicht lediglich ein mehr oder minder gelungenes Ergebnis. Wettbewerbe gehören unabdingbar dazu, und zwar nicht, weil sich unter 300 Entwürfen eines offenen Wettbewerbs leichter die richtige Lösung finden lässt, sondern weil Wettbewerbe den gesellschaftlichen Diskurs über die Stadt sichern und damit eine ganz zentrale Position in der Baukultur einnehmen. Wenn Städte aber einmal eine städtebaulich falsche Entscheidung getroffen haben, etwa für den schlecht angebundenen Standort einer großflächigen Handelseinrichtung in der Innenstadt, dann vermag auch ein Wettbewerb nichts mehr zu retten.

Wie kommt das Neue in die Stadt? Ein Plädoyer für den Wettbewerb

Wettbewerbe sind also kein gestalterisches Allheilmittel, aufwendige Verfahren keine Qualitätsgarantie. Viele anspruchsvolle Konkurrenzen sind gescheitert. Erinnern wir uns nur an Helmut Schmidts Donnerwetter gegen das Siegermodell für die Bebauung am Hamburger Domplatz – mit großer Wirkung: Das Glashaus in einer Welt hanseatischer Backstein-Architektur fand am Ende keine öffentliche Zustimmung. Oder die frustrierenden Erfahrungen mit den Deutschen Expo-Pavillons – mit dem Ergebnis, dass sich die Nation mit der höchsten Architektendichte mit Mittelmaß präsentierte. Trotz dieser Einwände wüsste ich kein besseres Mittel, um die Fortentwicklung der Städte auf eine baukulturelle Grundlage zu stellen. Es wären m. E. allerdings auch einige Grundsätze zu beachten:

- Wettbewerbe müssen als Chance zum baukulturellen Diskurs genutzt werden. Das setzt voraus, dass die Kommunen sich nicht auf wenige »übliche Verdächtige« zurückziehen, sondern eine offene Wettbewerbskultur pflegen, über die eine – gewünscht kritische – Öffentlichkeit an Qualitätsmaßstäbe herangeführt wird.
- Wettbewerbe sollten als Chance gesehen werden, neue Ideen und Sichtweisen kennenzulernen. Insofern ist der Rückzug auf Mehrfachbeauftragungen und Einladungsverfahren immer auch eine Beschränkung der Möglichkeiten.
- Wettbewerbe müssen in einen Prozess eingebunden werden, in dem die Qualifizierung des Bauens von der Idee bis zur Schlüsselübergabe als einheitlicher Prozess verstanden wird.
- In diesem Sinne stehen Wettbewerbsverfahren in einer sehr sinnvollen Arbeitsteilung zu anderen Bausteinen der Baukultur – namentlich Gestaltungsbeiräten, Öffentlichkeitsarbeit, Modellverfahren etc.

Städtebauliche Wettbewerbe als Choreografen des Urbanen

Unter den vielen Verfahren zur Gewinnung von Konzeptalternativen bieten städtebauliche Wettbewerbe die beste Chance, sich intensiv über Nutzungskonzepte, Volumenverteilung und vor allem die Qualität der Stadträume auseinanderzusetzen. Können wir lebendige Stadtviertel entwerfen? Wird es attraktive Plätze geben? Gefragt ist nicht das noch nie da gewesene Spektakuläre, sondern ein städtebaulicher Rahmen, in den sich



Bauherren und Architekturen individuell einfügen können. Der städtebauliche Wettbewerb schreibt eine Choreografie des Urbanen, nach der die unterschiedlichen Ausdrucksformen individueller Architekturen tanzen und ihre Wirkung entfalten können. Ein Rahmen, der auch längere Realisierungszeiträume mit wechselnden Akteuren unbeschädigt überstehen und dazu verbindlich von allen Akteuren anerkannt werden muss. Doch nur allzu oft wird von einer sorgfältig ausgewählten Konzeption abgewichen. Orientiert an »Best Practices« könnte man folgende Empfehlungen (in Stichworten) geben, damit städtebauliche Wettbewerbe ein Erfolg werden:

- Strenge Überprüfung der Realisierbarkeit der prämierten Konzeptionen durch Vorprüfung und Jury: Parzellenzuschnitt, Gebäudeabstände, Module, Bauprozess – eigentlich eine Selbstverständlichkeit, dennoch ein immer wieder festzustellendes Defizit.
- Erhöhung der »städtebaulichen Fertigungstiefe« durch eine kontinuierliche Beteiligung der Autoren im Planungsprozess. Das niederländische Beispiel: Der Wettbewerbsgewinner fertigt Masterplan, Gebietsqualitätsplan und ist als Supervisor im Realisierungsprozess tätig.
- Beschluss der städtebaulichen Rahmenplanung als Entwicklungskonzept, um bei auftretenden Konflikten politischen Rückhalt erfahren und Kurs halten zu können.
- Berufung eines Gestaltungsbeirats, um die Qualifizierung der Projekte in den weiteren Planungsschritten sicherzustellen.

DIPL.-KFF. ULRIKE ROSE

Geschäftsführerin Europäisches Haus der Stadtkultur e.V., Gelsenkirchen

Baukultur anstiften!



Die Landesinitiative StadtBauKultur NRW, eine breite und offene Plattform für alle an der gebauten Umwelt interessierten Akteure, wurde 2001 vom damaligen Ministerium für Städtebau und Wohnen, Kultur und Sport ins Leben gerufen. Die bis zum Jahr 2011 angelegte Initiative hat in ihrer ersten Halbzeit über 70 Projekte, wie Kongresse, Ausstellungen, Workshops und Publikationen, angestiftet. Schwerpunkte waren dabei: die Zukunft unserer Städte und des öffentlichen Raumes, der Umgang mit dem baukulturellen Erbe und der Diskussion über gutes Planen und Bauen. Die Initiative versucht, aktuelle Themen aufzuspüren, einen Blick in die Zukunft zu richten und als Schnittstelle zwischen Fachwelt und Öffentlichkeit zu agieren.

Die Partner der Initiative

Ständige aktive Partner der Initiative sind die Architektenkammer Nordrhein-Westfalen, die Ingenieurkammer Bau NRW, die Vereinigung der Industrie- und Handelskammern, die kommunalen Spitzenverbände und die Künstlerverbände des Landes. Projektweise kommen weitere Partner hinzu – insbesondere die Städte und Gemeinden des Landes, in denen unter dem Dach der Landesinitiative StadtBauKultur Aktionen durchgeführt werden.

Das Europäische Haus der Stadtkultur

Eigens für die Initiative wurde 2002 das Europäische Haus der Stadtkultur gegründet, welches auf dem durch die IBA Emscher Park genutzten ehemaligen Industriestandort Rheinelbe angesiedelt ist, mittlerweile ein Musterbeispiel für den Strukturwandel in der Region. Das Europäische Haus der Stadtkultur ist die Kommunikationsschnittstelle der Initiative und Herausgeber der Blauen Reihe StadtBauKultur und der Werkstattberichte. Die Broschüren werden insbesondere als Ratgeber in den Kommunen eingesetzt, dokumentieren die Kongresse, Wettbewerbe und Schwerpunktthemen der Initiative und können auf der Seite www.stadtbaukultur.nrw.de kostenlos bestellt werden. Die Thematik reicht von der Route der Gartenkultur über temporäre Architektur, Gestaltungsbeiräte in NRW bis hin zu dem aktuell veröffentlichten Werkstattbericht über Gestaltung in Gewerbegebieten unter dem Titel »Orte der Arbeit«.

Die Ausrichtung der Initiative

Im Juni 2007 hat das Kuratorium unter Leitung des Bauministers Oliver Wittke eine Zwischenbilanz zur Landesinitiative StadtBauKultur NRW gezogen und sich vorgenommen, sich in der zweiten Halbzeit ganz intensiv der Öffentlichkeit zuzuwenden. Auftakt hierfür ist die aus vier Bausteinen bestehende Kampagne »SEHEN LERNEN«, die aktuell im Europäischen Haus der Stadtkultur vorbereitet wird.

Die Kampagne »SEHEN LERNEN«

Die auf mehrere Jahre angelegten Aktivitäten starten im Herbst 2007 mit dem Augenmerk auf städtische Räume des Alltags. In den folgenden Jahren werden sicher auch der private Raum, das Wohnen oder auch Gewerbegebiete und Verkehrswege thematisiert.



Das Baukultur ABC

Der erste Baustein der Kampagne »SEHEN LERNEN«, das fotografische Baukultur ABC im Internet, versucht, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die vielfältigen Einzelteile unserer Städte zu richten, die Architekten, Stadtplaner, Ingenieure für uns gestalten. Ganz nach dem Prinzip, dass ein Park nicht nur aus gestaltetem Grün, sondern auch aus Wegen, Leitsystemen, Parkmöbeln, Wasseranlagen, Zäunen, Hecken bis hin zu Papierkörben besteht. Denn unsere gebaute Umwelt wird von vielen nur unterbewusst wahrgenommen, kaum ein Stadtbewohner macht sich Gedanken darüber, dass die Straßen, Schienen und Überlandmasten einen großen Teil unserer gebauten Umwelt ausmachen.

Die Sehstationen

Zweiter Bestandteil der Kampagne »SEHEN LERNEN« sind die mobilen Sehstationen, die ab Anfang nächsten Jahres temporär in wechselnden Städten Nordrhein-Westfalens errichtet werden. Aus 47 Einreichungen wurden insgesamt sechs Teams aus Architekten, Künstlern und Designern ausgewählt, die über den Sommer Ideen für die Architektur der Sehstationen entwickeln. Diese temporären Architekturen sollen einen hohen Aufmerksamkeitsgrad haben, an prominenten städtischen Orten stehen und den Blick der Stadtbewohner auf gut gestaltete, funktionierende Plätze, wie auch auf die Unorte in unseren Städten richten. Dabei sollen interaktive, in die Sehstationen integrierte, Medien Historie, Funktion, Gestalt und was darüber hinaus noch wichtig wäre zu wissen, über den ausgewählten Ort erklären und den Bewohnern Möglichkeiten zur Verbesserung an die Hand geben.

Die Begleitmaterialien

Dritter Bestandteil der Kampagne sind erklärende, klar verständlich geschriebene Broschüren für die Öffentlichkeit, die jeweils für die Orte der Sehstationen auf den Punkt bringen, was wir im Einzelnen für eine gut gebaute Umwelt benötigen – sei es Form, Material, Nutzung, Infrastruktur oder das Quartiersumfeld. Denn da Formgebung in unserem Ausbildungssystem nur selten vermittelt wird, fehlt es an Vorbildung und an Handbüchern, die jedem von uns die Möglichkeit geben, selbst einen Part in Sachen guter Gestaltung zu übernehmen.

Die Plakatkampagne

Vierter Bestandteil der Kampagne »SEHEN LERNEN« ist eine begleitende Plakatkampagne, die über die vorhandenen zahlreichen kommerziellen Werbetafeln in unseren Städten für die Verbesserung der gebauten Umwelt werben soll. Denn warum soll in unseren Städten nur für Bier oder Autos, nicht aber für die Baukultur geworben werden.

Ziel der Kampagne »SEHEN LERNEN« ist ein besseres Bewusstsein für die gebaute Umwelt. Ziel der Initiative StadtBauKultur NRW ist die Unterstützung des Strukturwandels der Region für lebens- und liebenswerte Städte.

DR. BARBARA FELLER

Geschäftsführerin Architekturstiftung Österreich, Wien

Die Mühen der Ebene. Zur Baukultur in Österreich



Einladungen, insbesondere ins Ausland, – um dort über den ›Erfolg‹ der eigenen Arbeit zu berichten und das noch unter dem Titel ›Lernen von Anderen‹ – sind schöne, beglückende Momente im manchmal grauen Alltag. Sie sind aber natürlich auch eine Herausforderung, die eigene Arbeit kritisch zu reflektieren und sie sind manchmal hilfreich, ja fast notwendig, um in den Mühen der Ebene der alltäglichen Arbeit nicht die Begeisterung für die Verbreitung von Baukultur zu verlieren. Und Begeisterung braucht es, um erstens selber Lust und Freude am eigenen Tun zu haben und für mich ist sie

auch Voraussetzung, um auch anderen Lust und Begeisterung zu vermitteln. Das ist nicht immer leicht und ich will auch nicht verhehlen, dass es natürlich auch in unserer Arbeit in Österreich Durststrecken gibt, die Gipfel aber dann auch wieder umso heller leuchten.

Als ich um den Titel meines Vortrages angefragt wurde, musste ich mich schnell entscheiden und habe meine damals aktuelle Stimmung zum Titel meiner Präsentation gewählt. Es war eine Phase, wo ich – und da Baukultur eine Materie ist, die nur lebt, wenn sie von vielen Engagierten getragen wird, ist es richtig von ›wir‹ zu sprechen, also jenen Personen, die sich die Verbreitung von Baukultur in Österreich zum Ziel gesetzt haben –. Zu einem Zeitpunkt also, als wir gerade ein wenig verzagt waren und unser vorherrschendes Gefühl war, dass einfach gar nichts weitergeht. Seither sind einige Wochen vergangen und momentan tut sich gerade wieder etwas mehr und dementsprechend ist auch unsere Stimmung gerade besser.

Warum erzähle ich Ihnen das? Um deutlich zu machen, dass unser ›Geschäft‹ – grob umrissen als ›ein positives Klima um Baukultur zu erzeugen‹ – etwas von einer Hochschaubahn hat, eben keine ›gmahte Wiese‹ ist und die Mühen der Ebene wirklich das Alltagsgeschäft sind. Nun will ich Sie aber nicht frustrieren und Ihnen den Mut nehmen, nein ich will vielmehr darüber berichten, was wir in den letzten Jahren erreicht haben, worauf wir auch stolz sind, und aufzeigen, was unsere nächsten Projekte sind.

Dazu sind ein paar Vorweg-Erklärungen notwendig, um Ihnen die österreichische Situation ein wenig näherzubringen. Wir haben eine gesetzlich verankerte Berufsvertretung – die Kammer der Architekten und Ingenieurkonsulenten, mit einer bundesweiten und regionalen Strukturen und daneben in jedem Bundesland ein ›Haus der Architektur‹ – mit unterschiedlichen Bezeichnungen, Größen und Schwerpunkten – entsprechend den jeweiligen regionalen Situationen. Dabei gibt es ein gewisses West-Ost-Gefälle. Die Kammern machen primär Lobbying für Architektinnen und Architekten und die Häuser primär für Architektur – wenn man es auf eine ganz einfache Formel bringen will.

Die Häuser haben als gemeinsame Plattform die Architekturstiftung Österreich geschaffen, die selber nur wenig öffentliche Aktivitäten macht und ihren Arbeitsschwerpunkt auf der internen Koordination, der Professionalisierung aller Mitgliederinstitutionen und den Netzwerken hat.

Jene Projekte, die von der Stiftung forciert werden, haben alle eine Stärkung der Nachfrageseite im Fokus. Es geht darum, Menschen für Architektur zu begeistern und sie zu anspruchsvollen PartnerInnen bei der Gestaltung der gebauten Umwelt zu machen, zu BürgerInnen, die mehr von Häusern und Plätzen fordern als die reine Zweckerfüllung und damit wiederum auch die Architekturschaffenden zu besseren Projekten anspornen. Diese Grundphilosophie zieht sich durch alle Aktivitäten, etwa das Consulting für Firmen und Fachverbände oder den Staatspreis Architektur, der alle zwei Jahre vergeben wird. Zwei Projekte möchte ich herausgreifen, weil diese den basisorientierten Ansatz am deutlichsten illustrieren. Das eine sind unsere Projekte für junge Menschen, um schon in jungen Jahren ein Grundverständnis für baukulturelle Aspekte zu legen. Unter Baukultur verstehen wir dabei die Herstellung und den Umgang mit der gestalteten Umwelt, und in diesem Verständnis grenzt sie sich ab von Baukunst auf der einen Seite und von dem rein Gebauten auf der anderen Seite. Es geht um gute Alltagsarchitektur! Ausgangspunkt ist dabei die Erkenntnis, dass viele Menschen den größten Teil ihres ›Lebensgeldes‹ für Bauen und Wohnen ausgeben: fürs Häuselbauen, für Eigentumswohnungen, Schrebergärten und Wochenendhäuser, für Miete und Betriebskosten; fürs Heizen, Kühlen, Kochen, Licht und Wasser, und wir zudem 90 Prozent unserer Lebenszeit in Gebäuden und fast das ganze Leben in gestalteter Umwelt verbringen. Und doch lernen wir zumeist nichts, um in diesem Bereich als mündige BürgerInnen agieren zu können. Da wollen wir Abhilfe schaffen, indem wir Projekte für junge Menschen – meist in enger Zusammenarbeit mit Schulen und begleitet von Raum-ExpertInnen (ArchitektInnen, Raum- und LandschaftsplanerInnen, ArchitekturvermittlerInnen) – unterstützen. Mit dem Ziel, die Menschen auf ihre Verantwortung für ihren Lebensraum vorzubereiten und aufzuzeigen, dass Raum Wirkung hat. Das betrifft alle und daher ist ein souveräner und bewusster Umgang mit dieser Umwelt ein wesentlicher Teil der Allgemeinbildung. Denn obwohl Architektur von allen Kunstformen den unmittelbarsten und unausweichlichsten Einfluss auf das tägliche Leben hat,



gibt es nur wenige Menschen, die ihren Lebensraum bewusst wahrnehmen. Und ebenso wenigen ist bewusst, dass dessen Gestaltung wesentlich zum Wohlbefinden des/der Einzelnen beiträgt und darüber hinaus ein zentraler Bestandteil der jeweiligen kulturellen Identität ist. Denn das Erkennen von Architektur will gelernt sein!

Ziel dieses Lernens ist keine normierte Ästhetik, sondern Mündigkeit zur Vielfalt. Architekturvermittlung soll daher auch kein Unterricht in Architektur sein, nicht das Ausbilden von »kleinen ArchitektInnen«, sondern primär das Wecken von Raumverständnis und das Aufzeigen der Gestaltbarkeit (und damit Beeinflussbarkeit) von gebauter Umwelt. Die inhaltlichen und methodischen Zugangsweisen sind dabei vielfältig und reichen von der sinnlichen Wahrnehmung, dem Erkennen von Raumwirkungen am eigenen Körper und dem lustvollen Experimentieren bis zu mehr wissensbasierten Modellen mit dem Erwerb von Kenntnissen und dem Kennenlernen unterschiedlicher Architekturen. Alle Zugänge helfen, das Verständnis für Architektur und Baukultur auf breiter Basis zu stärken und die Alltagsqualität von Architektur einem weiten Kreis bewusst zu machen. Dies nicht nur als Teil der musischen Erziehung, sondern im Sinne einer umfassenden Staatsbürgerkunde, um die Akteure (öffentliche Planung, ArchitektInnen, HandwerkerInnen, NutzerInnen) zu einer besseren Kommunikation und zu besserem gegenseitigen Verständnis zu befähigen.

Die vielen Projekte haben gezeigt, dass die Kinder und Jugendlichen mit viel Begeisterung lernen, »dass Architektur mehr ist, als Häuser zu bauen«, »Architektur nicht so simpel ist, sondern eine unendliche Vielfalt in sich birgt«, »dass Architektur uns alle angeht« und »dass Architektur Spaß macht«. Trotz dieser Begeisterung und obwohl sich Aspekte von Architektur und Umweltgestaltung in vielen Lehrplänen finden, kommen bisher nur wenige Kinder und Jugendliche damit in Kontakt. Dies liegt daran, dass das Thema auch für LehrerInnen, wie für die Mehrheit der Bevölkerung spröde ist: Auf der einen Seite ist die gestaltete Umwelt selbstverständlicher und unhinterfragter Umraum, auf der anderen Seite wird Architektur oft als elitär und jenseits der eigenen Lebenswirklichkeit wahrgenommen. Das ist umso bedauerlicher, als sich Architektur, Raum- und Landschaftsplanung sowie Ingenieurwissenschaften als Querschnittsmaterien – von Kunst, Kultur, Technologie, Wirtschaft, Sozialem und Politik – ganz besonders für den fächerübergreifenden Projektunterricht eignen. Und nachdem wir schon viel Erfahrung haben, ist es für uns ganz wichtig, aus der »Pionierphase« in den Regelbetrieb zu kommen. Da konzentrieren wir momentan unsere Kräfte – in der Lehreraus- und -fortbildung sowie in der Erstellung von Unterrichtsmaterialien. Und auch das ist nicht immer leicht, aber wir hoffen, dass es uns

gelingt – aus der Überzeugung heraus, dass dies eine ganz wichtige Basisarbeit ist.

Ein zweites sehr wichtiges Projekt für die breite Akzeptanz von Baukultur sind die Architekturtage, die seit 2002 alle zwei Jahre österreichweit stattfinden. Sie bieten an jeweils zwei Tagen ein dichtes Programm und laden ein, »Architektur zu entdecken«. Diese größte Architekturveranstaltung Österreichs mit steigendem Publikumsinteresse »kann man getrost einen Mega-Event nennen« (Die Presse, 3.7.2006).

Die Architekturtage sind ein Angebot an einen weiten Kreis von Interessierten, die Alltagsqualität von Architektur persönlich zu erfahren. Dies kann bei Besuchen in offenen Architekturateliers geschehen; Architekt-Touren, Führungen und Vorträge bieten die Möglichkeit, die Aufgaben und Leistungen von ArchitektInnen hautnah zu erleben und damit einen Einblick in deren Arbeitswelt zu bekommen. Ziel der Veranstaltung ist es, Schwellenängste abzubauen, die Arbeitsfelder von Architekturschaffenden einer breiteren Öffentlichkeit sichtbar und den Mehrwert von guter Architektur nachvollziehbar zu machen. Knapp 25.000 Menschen haben beim letzten Mal (im Juni 2006) die Veranstaltungen besucht. Die nächsten Architektur-tage sind gerade in der Startphase und werden am 16. und 17. Mai 2008 stattfinden. Projektträger ist der Verein Architekturtage, eine Kooperation von Architekturstiftung Österreich sowie der Kammer der Architekten und Ingenieurkonsulenten. Die detaillierte Programmgestaltung und Durchführung in den einzelnen Bundesländern liegt in der Verantwortung der lokalen Architekturhäuser. Finanziert wird das Projekt durch Beiträge der Architektenkammern, öffentliche Förderungen von Bund und Ländern sowie von privaten Sponsoren.

Ein wesentlicher Partner für alle Bemühungen um eine Verbesserung der gebauten Umwelt sind Politik und Verwaltung. Diesen Sektor »betreut« in Österreich die Plattform für Architekturpolitik und Baukultur, in der alle relevanten Akteure der Szene gemeinsam auftreten. Drei Säulen: Berufsvertretungen und Interessensgemeinschaften; Universitäten und Fachhochschulen; Architekturvermittlung. Entstanden ist die Plattform anlässlich der Nationalratswahl 2002, um die Themen Architektur und Baukultur bei den politisch Verantwortlichen ins Bewusstsein zu bringen. Ziel ist die Initiierung eines langfristigen Diskussionsprozesses, um verbesserte Rahmenbedin-

gungen für eine zeitgenössische Bau- und Planungskultur sowie Grundlagen für eine umfassende und ressort- bzw. zuständigkeitsübergreifende Architekturpolitik zur Sicherung der Lebensqualität in Österreich zu schaffen. Ein wichtiger Meilenstein war eine parlamentarische Enquete im März 2004 im großen Plenarsaal des Parlaments mit dem Ergebnis eines einstimmigen Entschließungsantrags zur Baukultur und – nach einiger Wartezeit im Dezember 2005 – die Beauftragung des »1. Österreichischen Baukulturreports«. Dieser ist nun seit Beginn dieses Jahres fertiggestellt und liegt – strukturiert in sechs Heften mit insgesamt 500 Seiten – vor. Leider ist er noch nicht veröffentlicht. Seit Januar 2007 gibt es nun zwar schon die neue Regierung, eine Pressekonferenz war schon fixiert, die jedoch aktuellen Entwicklungen im Bereich Schule weichen musste. Nun hoffen wir sehr, dass die öffentliche Präsentation in der nächsten Zeit stattfinden wird.



Im Zentrum des Baukulturreports steht die Frage, welchen Nutzen engagierte Architekturpolitik und Baukultur für die Gesellschaft haben. Was sie dazu beitragen, dass wir uns alle wohler fühlen und dass die vorhandenen Ressourcen besser genutzt werden. Auf den vielen Seiten sind von

namhaften AutorInnen eine Menge sehr konkreter Empfehlungen formuliert, die es gilt – mit langem Atem – in den nächsten Jahren umzusetzen. Einige will ich herausgreifen: ein ganz zentrales Manko sind nach unseren Erkenntnissen die sehr verstreuten Kompetenzen für Baukultur – weder auf Bundes- noch auf Landes- und Gemeindeebene fühlt sich jemand wirklich für diesen Bereich zuständig. Daher ist eine der zentralen Forderungen die Schaffung einer ressortübergreifenden Koordinationsstelle für alle diese Anliegen. Da gibt es Signale, dass diese Stelle entstehen soll. Insbesondere im Hinblick auf Aspekte der Nachhaltigkeit – mit ihren drei Säulen der Ökonomie, Ökologie und des Sozialen – wäre das besonders wichtig. Von Fragen der Raumordnung, die heute viel zu oft an Gemeindegrenzen enden und damit ganz und gar nicht ressourcenschonend sind und es etwa leicht passieren kann, dass in zwei benachbarten Gemeinden große Musikhallen entstehen, die weder ausgelastet sind, noch finanziellen Spielraum über die reine Erhaltung hinaus haben. Eine konsequente Bindung aller öffentlichen Mittel an Qualitätskriterien – insbesondere in den Prozessen (Stichworte dazu wären etwa Beratung der BürgermeisterInnen, Gestaltungsbeiräte, gut vorbereitete Wettbewerbe) sind erforderlich. Auch von einer Deklaration zur Baukultur, wie sie schon in vielen europäischen Ländern vorhanden ist, erhoffen wir uns einiges. Wenn zwar auch Papier geduldig ist, aber ein öffentliches Bekenntnis tut not. Konkret und kurzfristig erhoffen wir uns, dass der Baukulturreport zu einer breiten Diskussion führen wird. Daher will ich schließen mit www.baukulturreport.at. Demnächst.





Mag. Dr. Barbara Feller

Geboren in Wien

Studium der Geschichte, Philosophie, Psychologie und Pädagogik an der Universität Wien. Diplomarbeit über ›Baupolitik in Wien im Austrofaschismus‹ (1991) am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien.

Dissertation über ›Die Adolf-Hitler-Schulen‹. Pädagogische Provinz versus Ideologische Zuchtanstalt (2001) am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien.

Viersemestriger Lehrgang ›Kommunikation im Museums- und Ausstellungswesen‹ an der Landesakademie Krems (1992–1994)

seit 1988
als Kulturwissenschaftlerin tätig

seit 1996
Geschäftsführerin der Architekturstiftung Österreich

seit 2000
Betreuung des Bereichs Architektur bei Kulturkontakt Austria (vormals: ÖKS Österreichischer Kultur Service)

seit 2005
Sprecherin der Plattform Architekturpolitik und Baukultur (zusammen mit Volker Dienst und Roland Gruber)



Eckhard Forst

Geboren am 21. November 1959 in Düsseldorf.
Eckhard Forst ist verheiratet und hat 2 Kinder

1980
Abschluss der Banklehre bei der Deutschen Bank AG in Düsseldorf

1981 bis 1986
Studium der Rechtswissenschaften in Bonn und Lausanne

1987 bis 1989
Rechtsreferendar am Landgericht Düsseldorf

1990 bis 1992
Deutsche Bank AG in Düsseldorf, zunächst in der Rechtsabteilung, dann in der Kreditabteilung

1992 bis 1993
Bevollmächtigter im Firmenkundenbereich

1994 bis 1995
Prokurist und Gruppenleiter Großkundenbetreuung

1996 bis 1999
Bankdirektor und Leiter des Bereiches Großkundenbetreuung



**Staatssekretärin
Dr. Christine Hawighorst**

1999
Managing Director, zuständig für das Firmenkundengeschäft, bei der Deutschen Bank AG in Paris

seit 2001
Directeur Général der Bank Worms SA, Paris La Défense

seit 2003
Mitglied der Geschäftsleitung bei der Deutschen Bank AG in Bielefeld und Managing Director für den Bereich Corporate- und Investment-Banking

seit 1.1.2007
Mitglied des Vorstandes der Norddeutschen Landesbank Girozentrale (NORD/LB) in Hannover

Geboren am 27. Dezember 1963
in Delmenhorst, verheiratet

Arbeitsschwerpunkte:
Architektur, Stadt und Leben im 20. Jahrhundert

Ausbildung und beruflicher Werdegang:
1983 – 1989
Studium der Rechtswissenschaften mit wirtschaftswissenschaftlicher Zusatzausbildung an der Universität Osnabrück (Abschluss: erstes Staatsexamen)

1990 – 1993
Juristisches Referendariat im Oberlandesgerichtsbezirk Oldenburg mit Wahlfach Verwaltungsrecht (Abschluss: zweites Staatsexamen)

1993 – 1994
Dezernentin bei der Bezirksregierung Weser-Ems, Aufgabengebiete: Finanzhilfen für Schulen, Ausbildungsförderung, Schülerbeförderung, Lehrpersonalien, Schadenssachen, Disziplinarangelegenheiten

1995
Kodezernentin des Stadtdirektors der Stadt Lingen für den Bereich Rechts- und Ordnungsamt

1999
Zweitstudium Universität Osnabrück neben der beruflichen Tätigkeit, Fachbereich Humanwissenschaften

2000
Wahl zur Dezernentin bei der Stadt Lingen (Ems), Leitung des Dezernats III mit den Ämtern Rechtsamt, Ordnungsamt, Standesamt, Jugendamt, Sozialamt

2002
Wahl zur Kreisrätin beim Landkreis Emsland, Leitung des Dezernats IV mit den Fachbereichen Arbeit, Soziales, Jugend und Sport, Gesundheit, Besondere Leistungen

22.11.2002
Abschluss des Promotionsverfahrens im Fach Psychologie zum Thema Kriminalprävention

seit 7. Dezember 2005
Staatssekretärin im Niedersächsischen Ministerium für Soziales, Frauen, Familie und Gesundheit



Dr. Dietrich H. Hoppenstedt

Geboren am 16. September 1940
in Osnabrück, verheiratet, 3 Kinder,
lebt in Burgwedel und Berlin

1962–1971
Jurastudium, Referendariat, Promotion

1971–1977
Rechtsanwalt, Geschäftsführer des Landes-
verbandes Niedersachsen der Wasser- und Boden-
verbände

1977–1979
Oberkreisdirektor des Landkreises Uelzen,
Vorsitzender des Verwaltungsrats und des Kredit-
ausschusses der Kreissparkasse Uelzen

1979–1983
Staatssekretär beim Niedersächsischen Minis-
terium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten

1983–1998
Präsident des Niedersächsischen Sparkassen-
und Giroverbandes

seit 1985
Gründung und Aufbau der Niedersächsischen
Sparkassenstiftung

1985–1998
Präsident der Niedersächsischen Sparkassen-
stiftung

1998–2006
Präsident des Deutschen Sparkassen- und Giro-
verbandes, Vorsitzender des Verwaltungsrats der
DekaBank Deutsche Girozentrale, Frankfurt am
Main

seit 1999
Mitglied des Kuratoriums der Kulturstiftung der
Länder, Vorstandsvorsitzender des Freundes-
kreises der Kulturstiftung der Länder

seit 1. Juni 2000
Präsident der Stiftung Niedersachsen



Prof. Dr.-Ing. Franz Pesch

Geboren 1947

Architektur- und Städtebaustudium an der
RWTH Aachen

1981
Promotion Stadt- und Raumplanung

1983
Gründung des Büros Pesch & Partner

1992–1993
Gastprofessur an der Gesamthochschule Kassel

seit 1994
Professor für Stadtplanung und Entwerfen
am Städtebau-Institut (SI), Universität Stuttgart

2000–2002
Dekan der Fakultät für Architektur und Stadt-
planung, Mitglied des Universitätsrats der
Universität Stuttgart

Beratungsgremien:

Städtebau-Ausschuss Stuttgart
Planungs- und Gestaltungsbeirat Neu-Ulm
Gestaltungsbeirat Moers
Gestaltungsbeirat Mülheim
Gestaltungsbeirat Heidelberg



Ulrike Rose

Geboren 1965, Diplom-Kauffrau

Studium der Betriebswirtschaft an der Universität Hamburg, Schwerpunkt Marketing/Psychologie. Ergänzungsstudium Kulturmanagement an der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Hamburg

1994–2001

Arbeit als Kulturmanagerin (Art For Industry, stilwerk Design Center Hamburg, stilwerk Berlin). Konzeption und Umsetzung von zahlreichen Ausstellungen und Vortragsveranstaltungen zu Design- und Architekturthemen

2001–2005

Geschäftsführerin des Fördervereins Bundesstiftung Baukultur e.V. (vormals Förderverein Deutsches Architektur Zentrum DAZ), Berlin. Inhaltliche Vorbereitung der in 2007 gegründeten Bundesstiftung

Mit-Initiatorin des Internationalen Designfestivals DESIGNMAI Berlin (seit 2003)

seit 2006

Geschäftsführerin des Europäischen Hauses der Stadtkultur e.V., Gelsenkirchen. Zuständig für die Landesinitiative StadtBauKultur NRW. Symposien, Ausstellungen, Publikationen, Kampagnen zur Verbesserung der gebauten Umwelt



Hartmut Rüdiger

Dipl.-Ing. Architekt BDA, geboren 1949 in Kiel

1969–1975

Studium der Architektur an der Technischen Universität Braunschweig, Mitarbeit in den Büros Storch+Ehlers und Prof. Oesterlen in Hannover

1976–1980

Wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl Prof. Oesterlen/Prof. Wagner

seit 1980

Als freischaffender Architekt niedergelassen. Partnerschaft mit Ingeborg Rüdiger

seit 1987

Mitglied in der Vertreterversammlung der Architektenkammer Niedersachsen

seit 1988

Vorsitzender des Landeswettbewerbsausschusses, Mitglied des Bundeswettbewerbsausschusses

seit 1991

Mitglied im Vorstand der Architektenkammer Niedersachsen

seit 2003

Vizepräsident der Architektenkammer Niedersachsen



Wolfgang Schneider

Dipl.-Ing. Architekt BDA DWB,
geboren 1948 in Fredeburg

Studium Fachhochschule Höxter; Ing.-grad.
Studium der Architektur TU Berlin; Dipl.-Ing.

1975
Diplom

1975–76
Wissenschaftlicher Mitarbeiter TU Berlin

1976–84
Wissenschaftlicher Assistent Universität
Hannover

seit 1985
Mitarbeit im Büro Graaf-Schweger + Partner

1990
Partner im Büro Architekten Schweger + Partner

1997–2007
ASP Schweger Assoziierte Gesamtplanung GmbH,
Geschäftsführender Gesellschafter

1999–2003
Landesvorsitzender BDA Niedersachsen

2000
Mitglied des Vorstandes der hamburgplan AG

seit 2003
Präsident der Architektenkammer Niedersachsen

seit 2006
zusammen mit Prof. Wilhelm Meyer Partner im
Büro ASP Architekten in Hannover

Zahlreiche Preise, Realisierungen
und Publikationen



Jochen Stöckmann

Geboren 1956

Kölner Journalistenschule

Studium Soziologie und Sozialpsychologie
in Hannover

Mehrmonatige Praktika in Paris (»Libération«)

bis 2000
Feuilletonredakteur »Hannoversche Allgemeine
Zeitung«

seit 2001
Freier Rundfunkjournalist für NDR, Deutsch-
landRadio und SWR sowie Mitarbeiter u.a. der
FAZ, deutsche bauzeitung, Frankfurter Rundschau
und Merkur



Monika Thomas

Stationen des beruflichen Werdegangs

1984

Abschluss Diplom-Ingenieurin Architektur,
Universität Hannover

1986–1988

Stadtplanerin in der Stadt Lehrte, ehem. Land-
kreis Hannover

1988–1990

Leiterin des Stadtplanungs- und Hochbauamtes
der Stadt Lingen/Ems

1990–1994

Baudezernentin der Stadt Seelze

1995–2002

Stadtbaurätin und Erste Stadträtin der Stadt
Seelze

seit Januar 2003

Stadtbaurätin der Stadt Wolfsburg



Prof. Zvonko Turkali

Geboren 1958 in Vrđnik/ehem. Jugoslawien

Studium der Architektur an der FH Frankfurt,
Städelschule Frankfurt, Harvard University Camb-
ridge. 1983 Diplom, 1988 M. Arch (Harvard)

Teaching Assistant an der Harvard University und
wissenschaftlicher Assistent an der RWTH Aachen

1988

Gründung des eigenen Büros in Frankfurt,
Gastprofessor an der GH Kassel

seit 1998

Professor an der Universität Hannover

Mitglied des BDA sowie der Gestaltungsbeiräte
in Regensburg und Karlsruhe

Zahlreiche Preise, Realisierungen und Veröffent-
lichungen



Prof. Dr. Udo Stefan Weilacher

Geboren 04.03.1963 in Kaiserslautern

1986–1993

Studium der Landespflege an der Technischen Universität München-Weihenstephan, Vertiefung: Landschaftsarchitektur. Dipl.-Ing. Landespflege

1989–1990

Auslandstudium an der California State Polytechnic University Pomona/Los Angeles, Department of Landscape Architecture

1993–1997

Wissenschaftlicher Angestellter am Institut für Landschaft und Garten an der Universität Karlsruhe (TH)

1997–1999

Wissenschaftlicher Assistent an der Professur für Landschaftsarchitektur, Abteilung Architektur, ETH Zürich

März 2000

Gastprofessor an der Universität Reggio Calabria, Facolta di Architettura, Italien

1999–2002

Lehrbeauftragter und Oberassistent für Landschaftsarchitektur an der Professur für Landschaftsarchitektur, ETH Zürich

April 2001

Abschluss der Dissertation an der ETH Zürich mit Auszeichnung

seit Oktober 2002

Prof. für Landschaftsarchitektur und Entwerfen am Institut für Grünplanung und Gartenarchitektur, jetzt Institut für Landschaftsarchitektur der Leibniz Universität Hannover

Zahlreiche Veröffentlichungen, Auszeichnungen und Preise

Impressum

Herausgeber Niedersächsisches Ministerium für Soziales, Frauen, Familie und Gesundheit
www.ms.niedersachsen.de

Architektenkammer Niedersachsen
www.aknds.de

Redaktion Meike Kubiak
Korrektur Marlies John
Gestaltung Karin Dohle, Braunschweig
Druck Oeding Druck GmbH, Braunschweig

Hannover, September 2007

Diese Broschüre darf, wie alle Broschüren der Landesregierung, nicht zur Wahlwerbung in Wahlkämpfen verwendet werden.

